Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 142 (1974)

Heft: 23

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN ZEITUNG

Fragen der Theologie und Seelsorge
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne—Genf—Freiburg und Sitten

23/1974 Erscheint wöchentlich 6. Juni 142. Jahrgang Druck und Verlag: Raeber AG Luzern

Theologie des Alters, der Krankheit und des Krankensakraments

Es handelt sich hier um die Tonbandabschrift eines Vortrages, der vor der Liturgischen Kommission des Bistums Basel im Spätherbst 1973 gehalten wurde. Der Leser möge die sprachlichen Spuren des nach Notizen frei gehaltenen Referats dem Verfasser nachsehen.

Zunächst ist die Sprechweise (die Bedeutung) zu rechtfertigen, was das heisst: «Theologie des Alters, der Krankheit und des Krankensakraments». Man könnte das so verstehen, dass aus theologisch vorgegebenen Sätzen Grundwahrheiten eine Alterstheologie, eine Krankheitstheologie usw. abgeleitet werden müsste. Man könnte etwa ausgehend von einem Satz wie «Ich werde deine Beschwerden vermehren» sagen: Die Krankheit hat den und den Grund, die und die Bedeutung und dann dieses theologische Verständnisschema von aussen her an die Krankheit herantragen. Mir scheint das nicht der richtige Weg zu sein, besonders dort nicht, wo die biblischen Aussagen so spärlich sind bzw. in verschiedenen Zusammenhängen stehen und besonders dort nicht, wo es sich um Phänomene handelt, die im Menschenleben vorgegeben sind. Es ist ein Unterschied, ob wir über die Sakramente sprechen, die als solche überhaupt erst mit der christlichen Ordnung ihren Anfang nehmen oder ob wir über Tod, Krankheit und Alter sprechen, was es seit der Erschaffung des Menschen gibt. In diesem Zusammenhang müssen wir so vorgehen, dass wir zunächst einmal ganz schlicht die menschliche Wirklichkeit befragen und die anthropologische Fragestellung vorausnehmen: Was ist Krankheit, Altwerden?, und dass wir dann in dieser menschlichen Fragestellung die theologische Tiefendimension sehen: theologische Grundkategorien, von denen wir erkennen: Die werden einschlägig, wenn es sich bei Alter und Krankheit menschlich gesprochen um das oder jenes handelt. Die Theologie ist also der Schlusspunkt und nicht der Ausgangspunkt. Der Ausgangspunkt ist ganz einfach das Betrachten, das Erklären dessen, was vorliegt. In diesem Sinn reihen sich zunächst einfach die drei Abschnitte aneinander. Ich beginne mit der Theologie des Alters.

I. Theologie des Alters

Am Alter ist früher oder später, beim einen Menschen ganz am Schluss oder überhaupt erst bei der Agonie, beim andern schon sehr früh, ein Element gegeben, das Zerfall zu nennen ist. Dieses Element lässt das Alter mit der Krankheit gleichsetzen. Das Element des Zerfalls beim Alter gehört in das Phänomen Krankheit hinein, und deswegen will ich hier nicht näher darauf eingehen. Es versteht sich nachher von selbst, wenn wir von der Krankheit sprechen: Für viele alte Menschen gilt das, was für die Krankheit gilt, weil es sich um Zerfall handelt, allerdings je nachdem in einem noch weiterführenden Sinn, wenn der Zerfall auch das Leben, das Bewusstsein trifft, so dass solche Menschen zu ihrem Zerfall gar nicht mehr Stellung nehmen können.

Ich möchte mich aber drei anderen Elementen zuwenden, die im Altersprozess anwesend sind, wobei man sagen müsste: Im Idealfall wäre es so, dass der Zerfall weit hinausgeschoben ist und dass ein Mensch 10, 20 Jahre lang sein Alter als verständiger Mensch erlebt, zu seinem Alter Stellung nehmen kann, dass er das erleben kann, was das Alter im eigentlichen Sinn als Alter und nicht als Zerfall bedeutet. Solche Fälle gibt es ja immer wieder, und dann gibt es die vielen Mischfälle, wo das Moment des Zerfalls mehr oder weniger hineinspielt.

Leistungsabbau

Das erste Element ist, dass das Alter einen Abbau des Leistungswertes bedeutet. Das setzt schon sehr früh ein. In unserer heutigen Leistungswirtschaft wird man schon mit 60, 63, 65, spätestens mit 70 Jahren aus dem Leistungsprozess zurückgenommen. Ältere Menschen sind nicht mehr eingespannt in das riesige soziale Beziehungsnetz, das auf der Leistung aufbaut. Sie sind nicht mehr imstande, diese Leistungen zu erbringen, und darum erwartet man sie auch nicht mehr von ihnen. Das aber bedeutet eine ernste und echte Krise, gerade wieder in einer Kultur wie der unsrigen, die so sehr vom Leistungsdenken her strukturiert ist. Es bedeutet weitgehend einen Verlust des bisherigen Sozialstatus, d. h. einen Verlust

Aus dem Inhalt:

Theologie des Alters, der Krankheit und des Krankensakraments

Messe mit Predigt

Frauen im sozialen Dienst der Kirche unseres Landes

Frühe Bussgeschichte

Basler Dekanatsstatut vor seiner Verabschiedung

Amtlicher Teil

seiner Stelle im sozialen Beziehungs- und Wertschätzungsnetz. Wer von einem Tag auf den andern vom Prokuristen mit so und so viel Leuten unter sich zum Privatier wird, der die Vögel füttern kann, hat es nicht schöner, weil er nun keine Sorgen mehr hat. Er ist nun vor allem aus einem reichen Beziehungsnetz, das die Person ja auch bereichert, herausgenommen und steht plötzlich verarmt da, nackt von Beziehungen, die vorher so viel aus ihm gemacht haben. Das ist zunächst einmal eine äusserst kritische Situation; man weiss, was das für viele Menschen bedeutet. Wir müssen nun aber gerade an solche Fakten die theologische Frage richten: Was bedeutet das? Wird es diesem Menschen, wird es der Gesellschaft, die ihn umgibt, gelingen, die richtige Antwort darauf zu finden?

Personenwert . . . theologisch:

Die richtige Antwort ist, dass die Krise gerade in der Herausforderung besteht, einen Menschen um seiner selbst willen, um seines Personenwertes willen zu schätzen, ernst zu nehmen, und nicht um seines Leistungseffektes willen. Diese Frage stellt sich unausweichlich. Der alte Mensch wird entweder geschätzt, weil er ein Mensch ist, weil er Person ist, oder er kann nicht mehr geschätzt werden. Gerade das ist eine Herausforderung, die dem christlichen Menschenbild, dem christlichen Glauben über den Menschen entgegenkommt. Denn genau um das geht es ja für uns, das ist genau das, was Gott meint mit dem Menschen: dass er in sich schlechthin eine wertvolle Person ist, weil die Beziehung zu Gott nie aufhört, weil er immer von Gott angerufen bleibt. Auch der letzte demente, alte Mensch, der sich nicht mehr an die Umwelt äussern kann, steht noch gleichsam in voller Blüte der Beziehung zu Gott, denn Gott liebt ihn genau so, wie wenn er noch ein erfolgreicher Mensch im Beziehungsnetz der Gesellschaft wäre.
Das ist die Herausforderung an die Gesellschaft und darum auch eine Herausforderung, die wir als Kirche sehen müssen. Hier hat der Mensch um seiner selbst willen geschätzt zu werden, nicht um seiner Leistung willen. Man kann das auch so ausdrücken: Man soll einen Menschen, auch wenn er nicht mehr viel leisten kann, achten aus Dankbarkeit für seine früheren Leistungen, auch die alten Eltern, weil sie früher für uns gesorgt haben. Aber das heisst: Wenn das Frühere heute noch von Bedeutung ist, dann eben deswegen, weil es heute immer noch dieselbe Person ist, weil das An-sich-bedeutsam-Sein der Person sich darin ausdrückt. Eine erste theologische Einsicht ist also die: *Das Alter ist der Augenblick, wo es ernst gilt mit dem gläubigen Grundsatz: Der Mensch ist als Person in sich unbedingt werthaft und nicht erst, wenn er etwas leistet.* Durch das Alter wird uns das unausweichlich vor Augen gehalten.

Zeit der Kontemplation

Aus dieser neuen Situation ergibt sich die weitere Folgerung: Das Alter ist die Zeit der *Kontemplation,* wo der Mensch sich nicht mehr verwirklicht im Ausgeben, im Aus-sich-Herausgeben der Leistung. Dann ergibt es sich von selbst, dass er jene andere Dimension menschlicher Selbstverwirklichung angeht, nämlich die der Kontemplation. Was heisst das? Ich nehme jetzt Kontemplation in einem sehr weit gefassten Sinn. Es bedeutet, dass der Mensch erkennend und stellungnehmend sich in seiner Welt befindet, dass er die Ordnung der Umwelt, dass er ein Leitbild der Wirklichkeit erkennend und stellungnehmend in sich aufbaut, indem er bedenkt, wie es sein soll, so dass dieses innere Leitbild für ihn dann auch wieder massgebend wird dafür, wie er der äusseren Welt gegenübertritt. Und da ein Mensch mindestens in einem gewissen Sinn nicht aufhört, trotzdem Beziehungen nach aussen zu haben, wird das innere Leitbild, das ein kontemplativer Mensch in sich aufbaut, zugleich zum möglichen Massstab für andere Menschen, die selber nicht in derselben kontemplativen Weise leben, sondern in der aktiven, die aber aus den sozialen Beziehungen zwischen beiden Gruppen eben doch von der Kontemplation befruchtet werden können. Das kontemplative Leben ergibt sich für den Alten, nicht nur daher, dass ihm das Aktive nun fehlt, sondern auch daher, dass er durch die angereicherte Erfahrung seines Lebens überhaupt das Material dazu hat, kontemplativ Stellung zu nehmen zum Dasein, dass er ohne einzugreifen zu einem klaren Bild kommt: Was ist das, und wie sieht das aus, wohin gehört es und wie müsste es sein? Dass dieses Kontemplative sich auch auf die Fragen des Glaubens, auf die Fragen der Kirche bezieht, dass es kontemplativ zur Aktivität, zur Situation der Kirche Stellung nimmt, ist selbstverständlich. Und so möchte ich die Behauptung aufstellen:

Das Alter ist der natürliche Ordensstand der Kirche,

wenn wir Ordensstand in seiner ersten, ursprünglichen Ausbildungsform als kontemplativen Stand nehmen. Das ist es ja, was der kontemplative Mönch tut, dass er im Lichte Gottes von seinem Glauben her auf die Welt schaut und zu ihr Stellung nimmt, sie interpretiert. Dass diese Stellungnahme und Interpretation im sozialen Austausch mit anderen, mit aktiven Menschen wieder fruchtbar wird, das könnte die Kontemplation des Alters sein. Wir müssen also für jene alten Leute, denen der Zerfall noch nicht so weit zugesetzt hat, dass das gegenstandslos wird, diese Rolle in der Kirche, in der christlichen Gemeinde, zuweisen können, der natürliche Ordensstand zu sein. Eine christliche Gemeinde hätte in diesem Sinn dann immer Ordensleute, nämlich die Kontemplativen, die Alten.
Was das bedeutet, ist klar. Sie können so wenig wie die Mönche im Kloster die Kontemplation aus dem Finger saugen; sie müssen dazu angeleitet werden. Sie müssen Hilfen dazu bekommen, dass sie ihr Leben so verstehen lernen. Und die junge Generation, die Aktiven, die Kinder der alten Leute, müssen dazu angeleitet werden, dafür Verständnis zu haben, dass sie in den Alten das sehen.
Das bringt das bekannte Problem: Was versteht die Grossmutter noch von der heutigen Zeit? Was nützt uns ihre Kontemplation? Das sind ja doch nur Klagelieder. Das ist das Problem, das gelöst werden muss: Wie wird das Alter zu einer richtigen Kontemplation, und nicht zu einer enttäuschten Klage darüber, dass es nicht mehr so ist wie früher. In guten Fällen gelingt das. Es gibt ja alte Menschen, die erstaunlich modern sind, weil sie wirklich kontemplativ aus ihrem Erfahrung- und Denkschatz schöpfen und die jetzige Zeit betrachten und nicht nur einfach gemütsmässig ihrer Klage Ausdruck geben, dass es nicht mehr so ist wie einst.

Abnegatio sui

Zur Kontemplation des Ordens gehört allerdings immer die abnegatio sui, und auch dafür ist das Alter wiederum der natürliche Ort. Auf das Alter antwortet der Mensch mit der abnegatio sui oder er bewältigt sein Altwerden nicht, und es wird ihm trotzdem das genommen, was er in der abnegatio sui hinzuzugeben hätte. Auch in dieser Hinsicht ist das Alter der natürliche Ordensstand. Die Eheleute geben den Partner hin, wenn einer von beiden stirbt. Dann geben sie die freie Verfügung hin. Je älter sie werden, um so mehr müssen andere über sie bestimmen. Und sie geben das hin, was Besitz ist, in dem Sinn, dass sie über immer weniger effektiv verfügen können, dass sich ihr Lebensraum einengt ganz unabhängig vom Bankbüchlein. Sie können ja nicht mehr leben wie einst.
Wenn all das miteinander verbunden wird, dann wäre tatsächlich die Altersgruppe in einer Gemeinde die Gruppe einer tiefen christlichen Weisheit, die nicht die Angelegenheit aller sein kann, aber die von dort her durch die Kommunikation einfliessen würde, genau so wie der Ordensstand. Es ist eine Ausnahmesituation, deren Grunddimension aber einfliessen muss in die normale Situation.

«Büsserstand»

Das ist jetzt nicht gemeint im Sinne von «schmerzliche Opfer bringen müssen», sondern in einem ganz anderen, theologischen Sinn. Das Alter ist die Ernte, die Bilanz des Lebens; psychisch erntet der Mensch im Alter das, was er vorher aus sich gemacht hat. Er erntet also auch das Ungenügen seines Lebens, die Versäumnisse seiner Selbsterziehung, seiner seelischen Reifung. Der infantile Greis ist ein sehr bemühendes Bild. Aber gerade das ist ja ein schweres Problem: Der Mensch steht in grösserem oder geringerem Masse vor den Versäumnissen, auch vor den schuldhaften Versäumnissen seines Lebens, vor allem, was er sich da aufgebürdet hat... Was sagt der Glaube dazu? Der Glaube sagt dazu — und das meine ich mit Busse: Er kann das nur der verzeihenden Liebe Gottes anheimstellen. Er kann es nicht mehr reparieren, es ist im Alter zu spät, sich zu bessern in dem Sinn, als würde da psychisch noch etwas herausschauen. Es schaut nichts mehr heraus. Der egozentrische Mensch wird im Alter eine ewige Frustration haben, weil sein Egozentrismus doch kaum mehr befriedigt wird, auch nicht durch solche Scheinbefriedigungen, die früher noch verfangen konnten. Was dann ist die richtige conversio? Das Gott-Übergeben. Die Tatsache, dass die Beziehung zu Gott immer unveränderlich erhalten bleibt, der Mensch immer Person ist, jetzt bezogen auf das Moment des Lebensziels. Das ist jener letzte Glaubensakt, der eben der Glaubensakt des Büssers ist, der an die Liebe Gottes glaubt, dort, wo er vor Gott in Schulden steht. Das ist ja nicht die Situation von ein paar Leuten (einige stehen vor Gott in Schulden, die anderen nicht); das ist eine Grundsituation aller Menschen. Der Mensch steht vor Gott in Schuld und kann von Gott nur aus grundloser Liebe seine Wiederherstellung und Vollendung erwarten. In diesem Sinn ist das Alter auch die letzte Wahrheit des Menschen. Hier kommt es nun aus, hier ist es nicht mehr zu verbergen, nicht mehr zu übertünchen: Das Defizit ist unzahlbar, aber Gottes Liebe zahlt es. Der Mensch hat sich nicht vor dem Defizit zu verbittern, hat nicht zu verzweifeln, sondern er zahlt jetzt die Münze seines Glaubens. Jetzt geht es darum, dass er sagt: Nun weiss ich, dass ich alles von Gott zu erwarten habe, nicht nur in dem Sinn: Ich sterbe; Gott allein kann meine Hoffnung für die Ewigkeit sein, sondern in dem Sinn: Es gibt eine nicht mehr aufholbare Schuld meines Lebens. Vorher denkt man immer noch: Ich kann's noch gutmachen; im Alter geht das nicht mehr. Dann fehlt nur noch die letzte Hingabe an Gott, die im Grunde das Abc des christlichen Glaubens ist. Es gäbe da die dunkle Möglichkeit der Verzweiflung als Hauptsünde, die desperatio als Sünde gegen die Hoffnung. Hoffen wir, dass diese Sünde den alten Menschen vielleicht darum nicht mehr möglich ist, weil in ihnen auch wieder jener Abbau stattfindet, der sie nicht mehr zu letzten abgründigen *neuen* Personentscheidungen greifen lässt, sondern dass sie aus ihrer christlichen Voraussetzung dann den direkten Weg finden zum Vertrauen auf Gott. Aber das ist eine Aufgabe und ist das, was auf den verschiedenen Wegen der Altenpastoral zu den Alten gesagt werden muss: dass sie aus ihrem Alter den letzten, nicht leichtesten, aber höchsten Gestus des christlichen Lebens machen angesichts des Defizits des Alters: auf jeder Ebene — des sozialen Defizits, des persönlichen, inneren Defizits, des Defizits vor Gott — zu antworten mit dieser letzten Hingabe an Gott.

Wir sehen nun, was es bedeutet, von den anthropologischen Gegebenheiten her die theologische Aussage zu erkennen. Die Anthropologie muss das Faktische aussagen, um das es geht. Das Theologische steht dann in allernächster Nähe, wenn wir die Dinge vom gläubigen Verständnis her interpretieren. Und nun zum anderen Thema: Wie steht es mit der Krankheit? Was kann von der Krankheit aus theologischer Sicht gesagt werden?

II. Theologie der Krankheit

Von der Krankheit spricht das Evangelium an vielen Stellen, weil Christus der ist, der die Krankheit heilt. Aber die Aussagen der Evangelien sind doch nicht einhellig. Sie bringen die Krankheit in Verbindung mit der Sünde. Sie bestreiten aber auch diese Verbindung mit der Sünde (Joh 5,14: «Sündige nicht mehr, damit dir nichts Schlimmeres widerfahre.» — Joh 9,2 f.: «Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde? Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern, vielmehr

Am Scheinwerfer

Messe mit Predigt

Es ist noch nicht lange her, da konnte man in Gottesdienstankündigungen lesen: Messe mit Kommuniongelegenheit. Ein solcher Hinweis dürfte heute kaum mehr zu finden sein. Jedermann weiss, dass zur vollen Mitfeier der Messe der Kommunionempfang gehört.

Heute erleben wir das eigenartige Phänomen, dass sich eine andere Neuerkenntnis zwar in der Praxis allgemein durchgesetzt hat, jedoch nicht bis in die Pfarrblätter vorgedrungen ist. Gemeint ist die Predigt als integrierender Bestandteil der sonntäglichen Messfeier. In vielen Pfarrblättern liest man wie seit eh und je: Eucharistiefeier *mit Predigt;* Messe *mit Predigt.* Dieser Zusatz «mit Predigt» ist überflüssig.

Nach der früheren Anschauung unterbrach die Predigt die Messfeier. Das kam auch äusserlich zum Ausdruck: Der Priester legte das Messgewand ab, die Kerzen wurden gelöscht. Die Liturgiekonstitution hat der Predigt den alten Stellenwert zurückgegeben. Die Predigt (Homilie) gilt als Teil der Liturgie. «Ganz besonders in den Messen, die an Sonntagen und gebotenen Feiertagen mit dem Volk gefeiert werden, darf man sie (die Homilie) nicht ausfallen lassen, es sei denn, es liege ein schwerwiegender Grund vor» (Liturgiekonstitution Art. 52).

Diese Aussage will nicht zu eng verstanden werden. Homilie meint nicht notwendig nur Auslegung der Lesungen und des Evangeliums. Immer aber soll sie Verkündigung der Grosstaten Gottes sein, wie sie in der Liturgie gefeiert werden. Das kann gelegentlich auch geschehen in Form einführender oder erklärender Sätze zu den Schriftlesungen.

Wenn zur Sonntagsmesse eine Predigt gehört, so bedeutet dies, dass auch in den sogenannten Frühmessen eine wenigstens kurze Homilie nicht fehlen darf. In einigen Sätzen ist ja ohnehin oft mehr gesagt, als in einer langatmigen Predigt.

Es bedeutet aber noch etwas anderes. Weil die Predigt oder die Homilie ein Teil der Messe ist, braucht sie in den Gottesdienstkalendern nicht eigens erwähnt werden. Es wird ja auch nicht angekündigt: «Messe mit Gabenbereitung» oder «Eucharistiefeier mit Hochgebet». Eher müsste bekanntgegeben werden, wenn die Predigt aus irgendeinem Grund ausfällt.

Die heute noch verbreitete Ankündigungspraxis geschieht meist nur aus Gedankenlosigkeit oder weil es immer so war. Aber vielleicht könnte man doch gelegentlich die alte Gewohnheit aufgeben. Man würde damit nicht nur den Setzer entlasten und Druckerschwärze sparen. Vielmehr könnte man durch das Pfarrblatt zeigen, dass die Predigt ein Teil der Liturgie ist. *Walter von Arx*

sollen die Werke Gottes an ihm offenbar werden.» Lk 13,4: «Oder meint ihr, jene achtzehn, auf die der Turm am Siloach stürzte und sie erschlug, seien schuldiger gewesen als alle Bewohner Jerusalems?»). Die Evangelien bestreiten diese populäre, simple Verbindung, die die Juden schon gemacht haben: Wenn einer krank wird, dann muss er gesündigt haben; es muss ein Kausalzusammenhang bestehen.

Aber dann finden wir die Verbindung der Krankheit mit Satan: «Diese Tochter Abrahams, die der Satan schon achtzehn Jahre lang gebunden hielt, musste sie nicht am Tag des Sabbats von dieser Fessel gelöst werden?» (Lk 13,16). Das ist vielleicht die deutlichste Stelle im Evangelium, wo ganz ausdrücklich eine schlichte Krankheit als Fessel des Satans bezeichnet wird. Es heisst nicht: Sie war von einem Geist besessen. Es heisst: «Sie war gekrümmt» (Lk 13,11), und Jesus heilte sie. Und von daher dürfen wir auch auf jene Texte im Evangelium zurückschliessen, wo Krankheitsbilder mit dem Wort der Besessenheit durch einen bösen Geist geschildert werden: Es geht um Krankheit, die aber vom Evangelium in die Perspektive «Macht Satans in der Welt» hineingestellt wird, so dass uns theologisch eine etwas komplizierte Frage aufgegeben ist: Um was geht es bei der Krankheit, welche Elemente unseres Glaubensbildes sind da im Spiel? Wir müssen versuchen, das in einen weiteren Zusammenhang der Heilsgeschichte zu stellen.

Zeichen der unheilen Weltverfassung

Es ist klar, dass für den Menschen Krankheit Gegensatz zum Leben ist. Krankheit ist das Gegenteil von Leben, Leben im biblischen Sinn als Fülle, als Gut, als «In-voller-Lebensfülle-Sein» genommen.

Nun aber ist Leben schon im Alten Testament das Zeichen für die Anwesenheit Gottes. Gott und Leben sind nun einmal zusammengestellt in der Bibel. Das ist im Alten Testament so grundgelegt, und das ist im Neuen Testament nicht aufgehoben, gerade weil Jesus, der Sohn Gottes, kommt, um Leben zu bringen, und zwar zunächst im Sinne: «Er heilte jede Krankheit und jedes Gebrechen im Volke» (Mt 4,23). Wenn es also Krankheit gibt, wenn einer krank ist, dann ist das das Zeichen, dass wir in einer Welt leben, deren Beziehung zu Gott gestört ist. Das bedeutet nicht: Die Krankheit ist Zeichen der Sünde oder gar Folge der Sünde. Aber es bedeutet die Tatsache, die doch in der Hl. Schrift überall da ist: Der jetzige Zustand der Welt ist nicht das schlechthinige Heil. Der jetzige Zustand ist wesentlich ein Zustand, in dem dauernd Gottwidriges, Gottfernes vorhanden ist. Für «diesen Aeon» im Sinne des Johannesevangeliums, in dem die Welt noch nicht in der vollkommenen Beziehung zu Gott, zum Willen Gottes und zur Liebe Gottes steht, ist die Krankheit im weitesten Sinne ein Zeichen. Der einzelne untersteht diesem Zeichen, weil er in dieser Welt lebt. Wir werden bei den pastoralen Bemerkungen gleich sehen, welche Schlüsse wir daraus ziehen dürfen. Wenn nun demgegenüber Christus kommt als der Gesandte Gottes und uns unser Heil bringt, dann steht er gegen den Tod oder die Krankheit. So wird er ja naiv in den Synoptikern eingeführt: der, welcher der grosse Feind der Krankheit ist. Wo er geht, da fliehen die Krankheiten und die Dämonen. Wo er ist, da bringt man ihm die Kranken, und sie werden gesund. Er ist das Zeichen, dass jetzt Gott die Herrschaft antritt und sein Reich errichtet, und das kommt dadurch zum Ausdruck, dass Jesus Heiler von Kranken ist. Damit ist eine positive Aussage gemacht: Christus ist das Heil von Gott. Und damit ist gesagt: Gott ist das Heil des Menschen. Und jetzt kommt der theologisch wichtige Schluss: Gott ist das Heil des Menschen in diesem Aeon, ungeachtet der Krankheit.

Gott ist das Heil

Es ist das, was wir lernen müssen, wenn wir das Evangelium in dieser doppelten Übersetzung für uns verstehen wollen. Nicht: Christus macht Kranke gesund; das war das Auftreten Christi, das ist die Schilderung der Evangelien, aber in den Evangelien schon in die erste Übersetzung hineingenommen: Christus macht Kranke gesund, denn er will zeigen, dass das Reich Gottes angebrochen ist. Und für uns in der zweiten Übersetzung heisst das nun: *Gott ist das Heil des Menschen, ungeachtet der Krankheit.* Was bei Christus «Heilung» ist, ist bei uns «Heil ungeachtet der Krankheit»; die Krankheit zählt nicht mehr. Sie fällt auf dieser Ebene nicht mehr in die Waagschale.

Und das ist nun eine ganz entscheidende Aussage: Nicht als ob man das Leid eines kranken Menschen nicht ernst nehmen müsste, aber dass es auf das richtige Blatt zu stehen kommt, dass das Leiden des kranken Menschen nicht etwa auf das falsche Blatt eines gestörten Gottesverhältnisses zu stehen kommt («Was habe ich angestellt, dass Gott mich mit dieser Krankheit bestraft?»), ist entscheidend. Dem Christen muss bewusst werden: Die Krankheit ist eine Tatsache, die zeigt, dass wir in einer Welt leben, die noch nicht unter der vollen Herrschaft Gottes steht; aber unsere Botschaft ist die: Christus ist unser Heil, Gott ist unser Heil, auch das Heil des Kranken, auch des Sterbenden, nicht nur dessen, der Erfolg hat, nicht nur dessen, der gesund ist. Auch der Kranke ist zutiefst im Heil, *obwohl* er krank ist. Das müssen wir ihm klar machen und nicht etwa auf dieses schwankende Seil steigen und sagen: Gott ist dein Heil, er wird dich wieder gesund machen. Gott ist das Heil des Kranken in einem viel tieferen Sinn als nur: «wenn du willst, kannst du mich gesund machen», sondern in diesem Sinn: Mein Leben ist grundlegend in Ordnung, denn ich bin ja grundlegend von Gott geliebt. Dass ich jetzt krank bin, gehört in den allgemeinen Rahmen, dass wir jetzt in dieser Weltzeit stehen.

In Christus: Zeichen der Anwesenheit Gottes

Aber gerade da setzt die nächste Einsicht an: Christus ist der, in dem sich Gottes Denken vom Menschen vollzogen hat, in dem Gott gesagt hat, wie er den Menschen meint, was er von ihm will, wie's geht, wenn einer Gottes Sohn ist. In Christus ist nun aber die Tatsache gegeben, dass er die Krankheit trägt; «er trug unsere Krankheiten». Und Christus trug die Krankheit, insofern seinem Weg nichts erspart wurde, an ihm der Kelch nicht vorüberging. Das ist ein Hinweis darauf: Dem, den Gott liebt, wird nichts erspart, aber dadurch, dass er das trägt in der Liebe Gottes, ist schon gegeben, dass die Krankheit wie das Leben überhaupt und wie alles Irdisch-Begrenzte ein Darüberhinaus, ein Jenseits hat, in dem Sinn, dass es jenseits der Beschränkung und Reduktion die unendliche Liebe Gottes gibt. Christus hat in seinem Leiden, in seiner Passion die Nähe Gottes demonstriert. Er war der Gehorsame am Kreuz, er war der, welcher sich in diesem letzten Glauben, den er sich in der Gottesferne entrissen hat, Gott überliess und glaubte, dass er vom Vater angenommen sei. Krankheit ist gegen das Leben und somit Zeichen von Gottferne, aber Gott ist eben dem Kranken nicht fern, sondern liebt ihn als Menschen unbedingt. Und in Christus wird gezeigt, dass das Durchstehen dieser Wirklichkeit nun gerade zur Offenbarung, zur Vollendung der Liebe Gottes wird: Krankheit nicht nur als kein Gegenargument gegen die Liebe Gottes, sondern Krankheit als ein geheimnisvolles Zeichen dieser Liebe Gottes, wie Christus am Kreuz das geheimnisvolle, paradoxe *Zeichen* der Liebe ist.

Kirchliche Sendung

Damit kommt dem Kranken eine kirchliche Sendung zu. Nun hat auch er eine Rolle in der christlichen Gemeinde zu spielen. Er muss stellvertretend diese Rolle erfüllen und zeigen, dass Gott immer in den Grenzsituationen des Lebens ansichtig wird. «Stellvertretend» bedeutet, dass jede Sendung auch für alle eine

Bedeutung hat. Im Kranken wird Gott ansichtig; Krankheit ist Negation von Leben und damit Zeichen der unheilen Welt, aber mit Christus und wegen Christus wird der Kranke gerade zum Zeichen: Gott ist eben nicht abwesend, er lässt sich aus der unheilen Welt nicht hinauskomplimentieren. Seine Liebe zum Menschen hält. Das darzustellen ist — theologisch gesehen — eine wichtige Sendung.

Pastorale Folgen

Nun müssen wir aber dazu noch ein paar pastorale Bemerkungen anbringen. Die Verbindung Krankheit—Sünde, die Verbindung Krankheit—Satan dürfen wir den Kranken nicht etwa suggerieren, weil sie schon viel zu sehr fehlgeleitet sind durch eine unbedachte, grobmaschige und schematische Verkündigung, welche hier die Differenzierungen nicht anbrachte und damit die Frage verfälschte, so dass die Leute glauben: Ich bin krank, der Teufel sitzt im Haus, und dann natürlich gleich fragen, wie man ihn wieder austreiben könnte. Oder sie sagen: Wo ist meine Sünde, was war wohl meine Sünde und in welchem Jahr, dass es nun so gekommen ist? Man darf auf keinen Fall so etwas suggerieren.

Ja zur Schuld

Wenn aber solche Fragen geäussert werden, dann darf man sie auch nicht einfach abweisen und sagen: Nein, denken Sie doch nicht an solche Dinge, das hat nichts mit Ihrer Sünde zu tun. Das gilt nicht aus theologischen, sondern aus psychologischen Gründen. Einen Menschen, der beunruhigt ist, kann man nicht dadurch beruhigen, dass man diese Unruhe ablehnt, sondern dadurch, dass man ihn die Beunruhigung aussprechen lässt, dass man mit ihm geht und sagt: Was bedrückt Sie? Glauben Sie, dass Sie vor Gott in Schuld stehen? Fühlen Sie sich in irgend etwas schuldig, dass Sie diese Verbindung herstellen? Ganz unabhängig davon, ob man sagen dürfte, diese Krankheit komme von dieser Sünde oder sei gar die Strafe dieser Sünde, ist es eben für den Menschen wichtig, dass er zu seiner Schulderkenntnis kommt. Und wenn die Krankheit auch immer nur ein ganz äusserer Anlass wäre, den Menschen zur Schulderkenntnis kommen zu lassen, so wäre es doch wesentlich, dass er zur Schulderkenntnis kommt. Das werden wir gleich bei der Krankensalbung sehen.

Aber nicht Gottes Rache

Nun gibt es evidente Kausalzusammenhänge zwischen Krankheit und Sünde. Eine Syphilis im 3. Stadium ist nun eben die Folge eines sündigen Verhaltens in der Geschlechtsverantwortung. Alkoholschäden, Nikotinschäden, ein Krebs, den man sich fröhlich angeraucht hat, sind nun eben Folgen davon, dass man sich einmal falsch eingestellt hat. Wenn solche Zusammenhänge evident sind, soll man das dem Patienten aber nicht als eine Rache Gottes darstellen. Das muss man dem Patienten ausreden, denn es ist eine falsche Vorstellung von Gott, dass es sich um Rache Gottes handelt. Es handelt sich um die Aussenseite eines falschen Verhaltens. Aus irgendeinem Grund ist ja das Verhalten falsch, und jetzt sieht man, aus welchem Grund es falsch war. Jetzt sieht man, dass da ein dem Menschen widriges, ein dem tiefsten Wesen des Menschen nicht konformes Verhalten vorhanden war, dass es nun den Menschen zerstört. Denn auch da ist ja wieder Leben die Fülle von Gott und Siechtum das, was davon abfällt.

Wir sollten überhaupt die Krankheit nicht in eine Kausalbeziehung zur Sünde bringen in *dem* Sinn, dass ein Mensch einfach denken könnte: Ich habe jetzt diese oder jene Krankheit, ich werde bestraft, weil ich etwas verkehrt gemacht habe. Das führt immer zu einem falschen Gottesbild. Wir können Gott nicht als einen Rachsüchtigen zeichnen («Bürschchen, ich finde dich schon wieder einmal») und nachher die ganze übrige Gottesbotschaft unseres Glaubens verkünden. Das geht nun einmal nicht zusammen. Mit einem willkürlichen, rachsüchtigen Gott, der sich da etwas nicht gefallen lässt, der zurückschlägt wie ein raufender Junge auf der Strasse, können wir unsere Gottesbotschaft nicht verkündigen. Da würden wir das ganze Gottesbild verfälschen oder widersprüchlich sein lassen. Die Krankheit kann sehr wohl Anlass zur Metanoia sein, aber wir dürfen nicht Kausalbezüge behaupten. Sie wären uns auf alle Fälle verborgen. Es würde ja nirgends stimmen, denn schon die Psalmisten wussten, dass es den grössten Sündern am besten geht. Jeder könnte sagen: Was hat der nebenan, was haben dieser Pfarrer oder jener Bischof gesündigt? Wir dürfen uns nicht auf dieses Seil hinausbegeben, da stürzen wir herunter. Sondern wir müssen versuchen, die Krankheit als Herausforderung zu nehmen. Sie rüttelt an unserer Existenz und stellt uns darum vor die Frage: Wo ist eigentlich meine Existenz am tiefsten begründet?

Krankheit und Satan

Das ist auch zu sagen in bezug auf den Problemkreis Sünde und Satan. Wenn wir eine richtige Satanologie haben, dann scheint mir dieser Zusammenhang sogar sehr wichtig zu sein. Was besagt er nämlich? Nicht Okkultismus, nicht Schadenzauber, sondern Satan bedeutet eben diese Weltverfassung, in der es das Verhängnis des Bösen, des Widerwärtigen gibt, wobei die Gottwidrigkeit zwar in der Sünde ihre Vollendung findet, aber schon im Sterben, im Tod, im Negativen des rein Physischen ihr erstes Warnzeichen gibt. Und das ist nun tatsächlich ein sehr wichtiger Punkt für uns, damit wir nicht diese individualistische Kausalbezeichnung herstellen: Ich habe gesündigt, also straft mich Gott, sondern dass wir sehen: Wir stehen in diesem Aeon, und in diesem Aeon ist Gottes Wirken noch nicht in seiner Vollendung da. In diesem Aeon ist die Macht des Negativen noch sehr stark. Und das ist der «Fürst dieser Welt». Wenn also ein Mensch diesen Zusammenhang sieht, dann meint er nicht, er werde nun speziell vom Teufel geplagt, er meint nicht, es müsse seine Sünde sein, die diese Strafe hervorgerufen hat, sondern er weiss: Warum sollte es mir anders ergehen als jedem? Denn wir stehen alle noch in dieser Welt, in der der Fürst dieser Welt seinen Einfluss hat, d. h. in einer Welt, in der die Herrschaft Gottes noch nicht vollendet ist. Was immer die Ontologie des Bösen sein mag, das ist jedenfalls schriftgemäss, dass wir nicht in einem Aeon stehen, in dem die Herrschaft Gottes ihre letzte Vollendung erreicht hat, sondern in der zugleich noch die Kräfte des Bösen wirken.

«Mit Christus leiden»?

Ein letzter Hinweis gerade von daher ist noch pastoraltheologisch wichtig. Es besteht eine Gefahr, wenn wir diesen Zusammenhang darstellen und die Kranken auf ihre Sendung in der Kirche hinweisen, mit Christus zu leiden. Gottes Liebe ist unbedingt, und Leiden ist keine Gegeninstanz gegen die Liebe Gottes, sondern seit Jesus gelitten hat, ist es geradezu das Zeichen der Liebe, der Berufung Gottes. Das kann nun vom Neurotiker und Masochisten aufgeschnappt werden, von dem, der aus komplizierten Zusammenhängen, die jetzt nicht zu schildern sind, das Leiden suchen würde, auch wenn er ein Ungläubiger wäre. Diesen Kranken könnte nichts Schlimmeres passieren als gesund zu werden, weil sie gerade das, was wir beim Alter gesagt haben, dieses Sichlassen, nicht tun, sondern weil sie beschlossen haben, ihre Sozialposition im Leiden zu finden und weil sie in ihrem Leiden im Grenzfall genau so ehrgeizig, unerbittlich und egoistisch sein können wie ein anderer in seiner Ellbogenpolitik. Sie lassen sich den Platz nicht streitig machen: «Wo viel Leid ist, dort bin ich.» Darum müssen wir äusserst vorsichtig sein, dass wir nicht irgendeinem diese Angel zuwerfen, der danach schnappt und nachher daran hängt. Wenn ein Mensch die Krankheit psy-

chisch richtig bewältigt, dann darf er dieses Moment: Leiden mit Christus, auch in sein Bewusstsein aufnehmen, aber wir dürfen nicht einen billigen Frömmigkeitserfolg erhaschen wollen, sonst erweisen wir diesem Menschen letztlich keinen Dienst. Solche Menschen, und wenn sie stigmatisiert wären, kommen Gott nicht näher, weil sie sich ja verschliessen gegen das wirkliche Offenwerden. Sie müssen dann einfach diese ihre Rolle durchpeitschen.
Heisst das nun, dass solchen Menschen, dass neurotischen Kranken kein Heil winkt durch die Krankheit? Doch, denn auch die Neurose ist eine solche Krankheit, deren ungeachtet Gott den Menschen liebt. Gott liebt den Neurotiker nicht weniger als den, der Krebs hat oder eine andere physiologische Krankheit. Nun ist es die Berufung des Neurotikers, dass er sich Gott überlässt mit seiner Neurose und dass er nicht die Neurose gegen Gott aufrichten will. Das, was zur Neurose führt, ist eben von ähnlicher Struktur wie das, was zum Ehrgeiz, zum Exzess in der Genussucht usw. führt. Es ist immer das Ich, das sich auf falsche Weise sucht. Darum ist dem Neurotiker genau dieselbe Botschaft auszurichten, ist er aber auch in die Busse gerufen, sich loszulassen und sich Gott zu öffnen.

III. Krankensakrament

Das Verständnis der Krankheit öffnet uns schliesslich noch das theologische Verständnis für das Sakrament der Krankensalbung. Die Krankheit hat eine anthropologische Bedeutung, und diese hat eine theologische Dimension.

Leben aus Gottes Hand

Anthropologisch ist Krankheit Erlebnis der Ohnmacht unseres Lebens. Da erfährt der Mensch sich als einer, der sein Leben nicht in seiner Hand hat; da muss er merken, dass er sein Leben von Gott hat. Diese abgekürzte Redeweise meint die Bedingtheit des menschlichen Lebens durch die Unbedingtheit der Wirklichkeit Gottes. Wenn ich lebe, dann ist es Gott verdankt, dass ich lebe. Also ist Krankheit der Augenblick, wo der Mensch, wo der Christ vollziehen muss: Ich empfange mein Leben aus Gottes Hand. Was heisst das nun? Wenn ich mein Leben aus Gottes Hand empfange, dann braucht das zwei Einstellungen: Die erste fordert, Gott disponieren zu lassen. Mein Leben aus Gottes Hand empfangen heisst tatsächlich, es als Entscheidung Gottes hinnehmen, ob ich lebe oder sterbe. Auch mitten im Leben, auch wenn die Penizillinspritze schon wartet, muss meine Grundeinstellung die sein: Es liegt in Gottes Hand, ob ich lebe oder sterbe, nur dass wir es uns vor dem Mittagessen nicht einfallen lassen, während der Kranke Anlass hat, es sich einfallen zu lassen. Die Bedrohtheit meines Lebens ist grundsätzlich eine Dimension meines Daseins. Und diese neu zu realisieren ist Gelegenheit gegeben in der Grenzsituation der Krankheit.

Leben nach Gottes Willen

Aber das Leben von Gott empfangen bedeutet noch etwas anderes. Ich kann nicht Empfänger des Lebens sein, wenn ich etwa gar nicht dieses Leben im Sinne Gottes wollte, d. h. wenn ich dieses Leben nicht als gottgemässes leben wollte, sondern wenn ich es gar gegen Gott wenden wollte in einer Auflehnung gegen ihn, in einer Gottungsgemässheit meines Lebens, d. h. in der Sünde. Und deshalb ist die Situation der Bedrohtheit des Lebens in der Krankheit immer zugleich auch die Frage: Wie lebst du das Leben Gott gegenüber, im Einklang mit ihm, im Gehorsam gegen ihn oder in Ablehnung? Man kann nicht von Gott das Leben empfangen wollen und ihn ablehnen, es nicht als ein ihm gemässes wollen. Herausforderung zur metanoia ist die Krankheit nicht deswegen, weil sie Folge der Sünde ist, sondern weil sie mir den Grund zeigt, wo ich mein Leben von Gott empfange.

Sakramentale Verdichtung

Und nun meine ich, die *Salbung* konkretisiert, verdichtet diese Situation: Gott disponieren lassen, von ihm Leben empfangen in der metanoia, d. h. ein Leben, zu dem ich mich bereiterkläre im Sinne Gottes und nicht gegen Gott. Das würde heissen: Ich bereue meine vergangenen Sünden und möchte, wenn ich weiterlebe, ein Leben im Sinne Gottes führen. Damit ist nicht gemeint: Jetzt hat es mich noch nicht erwischt, jetzt will ich mich aber in acht nehmen, sondern: Jetzt habe ich gemerkt, um was es eigentlich geht. Und wenn es sich um das Lebensende handelt, dann ist metanoia die endgültige Annahme Gottes, was sich dann im Sinne der populären Vorstellung «Er hat seine Sache in Ordnung gemacht» auswirkt, aber wiederum aus dieser tieferen Situation heraus. Die Krankensalbung stellt uns dem heilenden Gott gegenüber, dem liebenden Gott, aber so, dass wir an dieser Scheide der Krankheit sagen: beide Wege mögen offenstehen, zur Gesundheit oder zum Tod. In beiden Fällen ist es für mich der Weg zu einem neuen Ja zu Gott, was ich entweder einlöse im Sinne neuen Lebens oder im Sinne eines gnädigen Gerichtes Gottes über mich.

Im Glauben der Gemeinde

Und das übernimmt die Kirche im Sakrament gegenüber einem der Kirchenglieder, d. h. die Gemeinde lässt sich darauf ein. Das Glied ist jetzt das schwächere, der Glaube der Gemeinde hilft ihm dazu im Sakrament, vermittelt ihm die Gewissheit, dass es sich so verhält, dass Gott ihm an dieser Wegscheide als Gnadeschenkender begegnet. So ist das Sakrament der Krankensalbung als Entscheidungssakrament in der Krankheit und als Metanoia-Sakrament in einem zu verstehen. Metanoia ist nicht einfach falsch Hinzugekommenes zur Krankensalbung. Metanoia ist nicht ein falscher Akzent, während in Wirklichkeit das Sakrament auf Gesundung ausgerichtet sein sollte.
Krankheit, Gesundung und Tod sind einfach der Grund, wo die Frage nach Gott ihre letzte Tiefe und Schärfe hat. Das ist die Frage: Wie will ich Gott? Das ist die Frage der metanoia. So meine ich, ist metanoia ein inneres Moment eines Sakraments, in dem wir als solche dastehen, welche von Gott das Leben empfangen.

Alois Müller

Frauen im sozialen Dienst der Kirche unseres Landes

Generalversammlung des SKF bot Querschnitt durch die Arbeit katholischer Frauen im Dienste der Kirche

Die diesjährige Generalversammlung des Schweizerischen katholischen Frauenbundes in Bern war ganz auf die sozialen Dienste der Kirche in unserm Land abgestimmt. Eine stattliche Schar von 400 Delegierten hatte sich am Morgen des 8. Mai 1974 aus allen Gauen der Schweiz im Kursaal Schänzli der Bundesstadt eingefunden. Das Begrüssungswort hielt die Kantonalpräsidentin des Katholischen Frauenbundes Bern, Frau Nanette Klein-Schuler. Mit ihr kam eine Vertreterin der Diaspora zum Wort, die die Vertreterinnen der dreisprachigen Schweiz zur Hauptversammlung des Jahres willkommen heissen durfte. Die katholischen Frauen der Bundesstadt hatten sich alle Mühe gegeben, die Delegierten und die

Ehrengäste während eines Tages innerhalb der Mauern des trutzigen Berns zu beherbergen.

I.

Die Tagung erhielt eine besondere Note durch den Besuch zweier illustrer Vertreter von Kirche und Staat. Es waren der Apostolische Nuntius Ambrogio Marchioni und Bundesrat Kurt Furgler, die für kurze Zeit als Gäste beim Frauenbund weilten. Als erster sprach Bundesrat Furgler. Er hatte eine wichtige Sitzung der obersten Landesregierung unterbrochen, um der Versammlung den Gruss des Bundesrates zu überbringen. Er fand warme Worte für die Tätigkeit des SKF in der Öffentlichkeit. Die Eingaben des Frauenbundes zu den Fragen des öffentlichen Lebens werden von den Behörden unseres Landes sehr beachtet, betonte der bundesrätliche Redner. Dabei erwähnte er besonders die Stellungnahme zur Frage des Schwangerschaftsabbruches. Die Zentralpräsidentin, Frau A. M. Höchli-Zen Ruffinen, die die Versammlung mit Geschick leitete, sprach Bundesrat Furgler den Dank der Anwesenden für seine anerkennenden Worte aus.

Inzwischen war der Apostolische Nuntius bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, Erzbischof Marchioni, im festlich geschmückten Saal angekommen. In der Geschichte des Frauenbundes war es das erste Mal, dass der Vertreter des Papstes in unserem Land einer Generalversammlung des SKF seinen Besuch abstattete. Schon deswegen darf dieses historische Ereignis in diesem Bericht festgehalten werden. Die Zentralpräsidentin entbot dem Päpstlichen Nuntius den Willkommgruss im wohlklingenden Idiom unserer dritten Nationalsprache. Nuntius Marchioni antwortete in französischer Sprache. Er freute sich, dass er zuerst den Dank der Kirche für das grosse Werk überbringen durfte, das die Frauen im Geiste des Apostolats und damit des Dienens vollbringen. Wenn der soziale Dienst, so fuhr er fort, einen ersten Platz im Tätigkeitsfeld des SKF einnimmt, ist es aus diesem Grunde, weil der soziale Dienst die moderne Übersetzung des Hauptgebotes ist «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.» Es ist die praktische Verwirklichung der Lehre von der Liebe, die der Herr gelehrt hat. Die Liebe und die Werke der Barmherzigkeit waren im Laufe der Geschichte der kostbarste Schatz der Kirche. Sie sind es noch heute. Aus der Perspektive des Evangeliums müssen die sozialen Aufgaben gesehen werden: «Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan» (Mt 25,35). Von dieser Warte aus munterte der Nuntius die Frauen auf, niemals den Geist zu vergessen, der die soziale Tätigkeit inspiriert. Die sozialen Aufgaben müssen immer durch die Liebe zu Christus geadelt werden. Dafür drückte der Redner den Frauen seine Anerkennung und Hochachtung aus. Er tat es auch, wie er besonders hervorhob, um das Andenken seiner eigenen Mutter zu ehren. Die Zentralpräsidentin dankte dem Päpstlichen Nuntius für seine richtungweisenden Worte.

II.

Für die Generalversammlung in Bern war das Thema «Soziale Aufgaben der Kirche in der Schweiz» gewählt worden, mit dem sich kurz darauf die vierte Session der sechs Diözesansynoden der Schweiz befasste. Wie Frau A. M. Höchli in den einleitenden Worten darlegte, ist es ein Anliegen der katholischen Frauen, der Öffentlichkeit zu zeigen, welche Arbeit auf diesem Gebiet von den verschiedenen Gruppen der katholischen Frauengemeinschaft bereits geleistet wird. Deshalb möchten sie bei der Planung der sozialen Aufgaben der Kirche in der Schweiz auch mitsprechen und ihren Beitrag leisten. Wie berechtigt dieses Anliegen ist, zeigten die einzelnen Kurzvoten, die mitten in diese Probleme und Aufgaben hineinführten. Greifen wir hier jene heraus, die Berührungspunkte auch zur Seelsorge bieten.

Da ist einmal der Dienst an den betagten und alten Leuten, den sich die Kantonalverbände Bern und Solothurn zur besonderen Aufgabe machten. In ihrem Tätigkeitsbericht legte die Referentin dar, wie die Frauen dabei zu Werk gingen. Die alten Leute, die oft isoliert von der menschlichen Gesellschaft leben, werden regelmässig besucht. Durch Seniorentreffen und Kurstage sucht man sie einander näher zu bringen und menschlich zu erfassen. Es zeugt von der religiösen Einstellung der alten Leute, dass unter den Themen, die bei diesen Treffen der Betagten behandelt werden, Krankheit und Sterben im Vordergrund stehen.

«Die Kirche und der Kranke», so lautete das Thema, das sich der katholische Frauenbund St. Gallen-Appenzell in der letzten Jahresarbeit gestellt hatte. Ihm ging es vor allem darum, einer vorzeitigen Einweisung in ein Alters- und Pflegeheim entgegenzuwirken. Wie die Referentin bemerkte, muss dabei nicht grundlegend Neues geschaffen werden. Hilfen, die durch Staat, Gemeinde, kirchliche und neutrale Vereine geleistet werden, sollen ergänzt und erweitert werden. Einen grossen Dienst erfüllt die Familienhilfe, die seit 1955 in verschiedenen Regionen errichtet und ausgebaut wurde. Ein besonders dankbares Wirkungsfeld, das die Frauen und Müttergemeinschaften der Schweiz seit Jahren betreuen, ist die Sorge für die Witwen. Das zeigte ein weiteres Kurzvotum. Der Tod des Gatten stellt einen schweren Einbruch in das Leben der zurückgebliebenen Gattin dar. Auf ihr lastet ausser dem Verlust des Lebensgefährten meist auch die Sorge für die Hinterbliebenen. Manche Witwen beklagen sich darüber, dass die Seelsorger sich ihrer oft zu wenig annehmen können. Die Frauengemeinschaften führen darum Witwentagungen und Kurse für Witwen durch. Die Sorge um die Witwen möchten die Frauen- und Müttergemeinschaften der Schweiz weiter ausbauen, um den verwitweten Frauen neue Aufgaben zuzuweisen, die sie auch seelisch befriedigen können.

Was aus der verständnisvollen Betreuung der Witwen herauswachsen kann, zeigt das Beispiel von Aargauer Frauen, die sich der alleinstehenden Mütter annehmen. Über die Erfahrungen und Ergebnisse der Arbeit im Dienste der alleinstehenden Mutter berichtete die Sprecherin des Aargauischen katholischen Frauenbundes. Seit sieben Jahren werden auch die Geschiedenen und ledigen Mütter in den Kreis der Witwen eingeladen. Die Ungeborgenen unter ihnen sind vor allem die geschiedenen Frauen. In der glaubensstarken Geborgenheit der Witfrauen fühlt sich auch die Geschiedene und die ledige Mutter aufgehoben und verstanden. Bewusst wird darauf verzichtet, bei den Zusammenkünften von der Not der Mutter ohne Partner zu sprechen. Vielmehr sucht man realistisch nach neuen Wegen, um diese Mitschwestern aus der Einsamkeit, Isoliertheit und Niedergeschlagenheit herauszuführen. Wichtig dafür sind vor allem Gespräche in kleinen Gruppen. Der Höhepunkt jeder Tagung ist immer die heilige Messe. Sie wird im gleichen Raum gefeiert, in dem die Frauen sich den ganzen Tag aufgehalten, miteinander gesprochen und beraten haben. Aus dem Messopfer schöpfen sie auch die übernatürliche Kraft, die alle andern Hilfen übersteigt. Durch sie fühlen sie sich gestärkt, um in den Alltag des Lebens zurückzukehren.

In ein ganz anderes Wirkungsfeld führte der anschliessende Kurzbericht über das Werk «Doposcuola». Wie schon die italienische Benennung andeutet, handelt es sich um ein Werk, das sich um die Kinder der Fremdarbeiter in der Schweiz annimmt. Die Initiative ging vom Kantonalen katholischen Frauenbund Luzern aus. An verschiedenen Orten des Kantons wurden in den letzten Jahren Frauen als Aufgabenhelferinnen eingesetzt, die nach der Schule die Arbeiten der Kinder überwachen und die vorhandenen Sprachlücken mit Lesen und Sprachübungen verringern. So helfen sie auf natürliche Art mit, Kontakt zu finden und Brücken

zu schlagen zu Menschen, die bei uns eine neue Heimat suchen oder wenigstens für ein paar Jahre leben wollen. Das Beispiel der Luzerner Frauen ist auch an andern Orten der Schweiz mit Erfolg nachgeahmt worden.
Seit einigen Jahren führt der SKF die «Aktion Schwesternhilfe» durch. Sie soll überlasteten Ordensfrauen in Heimen für Kinder, Betagte und Behinderte Hilfe bringen. Auf der Suche nach konkreten Wegen, Ordensschwestern zu entlasten, stiessen die Frauen auf ein anderes Problem: Wie kann Kindern, die seit früher Jugend in Heimen leben, die Erfahrung eines normalen und geborgenen Familienlebens vermittelt werden? Zuger Frauen suchten nach sog. «Sonntags- und Ferienfamilien», die bereit waren, Heimkinder über das Wochenende und in den Ferien in ihre Familie aufzunehmen. Mit bescheidenen Anfängen wurde das Werk begonnen. Die Erfahrungen, die man damit machte, versprechen gute Erfolge.
Die soziale Hilfe der Frauen erfasst immer mehr neue Aufgaben. Der grosse Verband «Pro Filia» betreut heute durch seine Bahnhofhelferinnen nicht nur junge Mädchen, sondern in der Mehrzahl Erwachsene. Im vergangenen Jahr wurden in 11 Bahnhöfen der Schweiz im ganzen 110 772 Personen erfasst. Der «Gehandikapten», die am Rande der Gesellschaft leben, nehmen sich im Tessin die Frauen im Verein mit den Ordensschwestern an.

III.

Es war ein äusserst lebendiges Bild, das die Kurzberichte von der vielgestaltigen Tätigkeit des SKF im Dienste der sozialen Aufgaben vermittelten. Und diese sozialen Dienste werden, wie das Beispiel der Zürcher Frauen zeigt, noch heute im Grundsatz ehrenamtlich geleistet. Was wäre das für ein unersetzbarer Verlust, wenn diese Arbeit eingestellt würde!
Was bezweckt nun der soziale Einsatz? Diese Frage suchte Frau A. M. Holenstein-Hasler in ihrem Referat «Betreuen oder Befreien?» zu beantworten. Darin befasste sie sich kritisch mit dem einschlägigen Synodenpapier. Ihr Anliegen war es, aufzuzeigen, dass jeder soziale Einsatz sich nicht mit der Betreuung der sozial Geschädigten begnügen dürfe. Er muss darauf hinarbeiten, von einer ungerechten Ordnung zu befreien. Es soll nicht eine Symptomtherapie betrieben werden, sondern eine Analyse der Ursachen. Die Anliegen des SKF fasste schliesslich eine Resolution an die Synode zusammen, die von der Versammlung einstimmig gebilligt wurde. Wie man Berichten über die letzte Arbeitssession der Synoden der Schweizer Bistümer entnehmen konnte, ist das Anliegen der katholischen Frauen bei den Synodalen auf ein gutes Echo gestossen.
Der Schluss der reichbefrachteten Jahresversammlung war zwei Fragen gewidmet, die auf ganz verschiedener Ebene lagen. Die juristische Beraterin des SKF, Frau M. Bürgin-Kreis, befasste sich in ihrem Votum mit der Stellungnahme zur Frage der Unterbrechung der Schwangerschaft. Sie lehnt die Fristenlösung ab, weil sie Vernichtung des Lebens ist. Die soziale Indikation wurde von der Mehrzahl der Frauen ebenfalls abgelehnt. Die Referentin befürwortet einzig die Lösung mit medizinischer Indikation. Aber wenn auch das Gesetz die Bedingungen des echten Notstandes genau umschreibt, lässt sich die Frage der sittlichen Erlaubtheit des Eingriffes letztlich nicht vom Recht her lösen. Der Entscheid hängt vom Gewissen der Betroffenen allein ab.
Im letzten Referat der Tagung legte Don Sandro Bonetti, der geistliche Assistent des Tessiner Frauenbundes, den Sinn und die Bedeutung des Heiligen Jahres dar. Damit leitete er auch zur Eucharistiefeier über, mit der die 59. Generalversammlung des SKF ihren würdigen Abschluss fand.

Johann Baptist Villiger

Frühe Bussgeschichte

Zum elften Band der Schriften zur Theologie von K. Rahner

Karl Rahner, der dieses Jahr sein achtes Lebensjahrzehnt begonnen hat, ist den meisten als spekulativer Theologe bekannt, der manchmal in einer schwer verständlichen Sprache verschiedene Probleme der Schultheologie neu durchdenkt. Es ist ihm vorgeworfen worden, er sei nur ein theologischer Spekulant, der ungeschichtlich darauf losspekuliere und unter Umständen die Schwierigkeiten im Verständnis lehramtlicher Sätze durch bloss spekulative Interpretation zu beheben suche. Der 1973 erschienene Band [1] soll den Verdacht beseitigen, dass er für historische Theologen kein Verständnis habe. Er enthält bussgeschichtliche Aufsätze aus einer früheren Periode der theologischen Arbeit Rahners, die aber neu durchgesehen wurden. Heute, da in Theologie und Seelsorge das Bussakrament wieder stark in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist, sind solche historische Arbeiten von grosser Wichtigkeit, zumal Rahner auch als Dogmenhistoriker immer Theologe bleibt, was aber keineswegs bedeutet, dass er die behandelten Autoren in ein systematisches Schema hineinpresst. Der Band beginnt mit einer gedrängten Übersicht über die Bussgeschichte vom Neuen Testament an bis zur Theologie des Bussakramentes bei den Theologen seit dem 12. Jahrhundert. Sie schliesst mit einem wertvollen Überblick über die bussgeschichtliche Forschung. Grundlegend für die Frage der kirchlichen Busse ist die Abhandlung über «Sünde als Gnadenverlust in der frühkirchlichen Literatur». Besonders seit Tertullian wird die Überzeugung, dass durch die schwere Sünde das göttliche Leben der Gnade verloren wird, immer greifbarer, die ja eine notwendige Voraussetzung für die Lehre von der Notwendigkeit der kirchlichen Busse ist.

Die Busslehre nach dem «Hirten des Hermas»

Der «Hirt des Hermas», der zwischen 75 bis 175 n. Chr. verfasst wurde, ist für die frühkirchliche Busslehre äusserst wichtig. Er bezeugt, dass im ersten und zweiten Jahrhundert die Möglichkeit einer Busse nach der Taufe eine Selbstverständlichkeit war. Er unterscheidet deutlich zwischen der Sündenvergebung durch die Taufe und der nach der Taufe erfolgten Busse. Letztere ist im Gegensatz zur ersten ein mühevolles und langandauerndes Werk. Wenn auch Hermas meint, die Bussmöglichkeit sei deshalb kurz befristet, weil das Weltende bald eintreffe, so ist doch in dieser Lehre ein wahrer Kern enthalten, der heute nur zu leicht vergessen wird: Wer nach der Taufe schwer sündigt, begibt sich wissentlich in eine Situation, die trotz der grundsätzlichen Möglichkeit zu Busse und Vergebung vom Menschen her betrachtet, keine Garantie für eine neue Vergebung enthält. Busse ist eine Gnade, auf die der Sünder kein Anrecht hat, ein Geschenk der göttlichen Barmherzigkeit. Hermas ist der erste Autor, bei dem die *einmalige* Gewährung der Busse greifbar wird. Wenn ein von der Kirche Abgefallener und von ihr Exkommunizierter, der nach langer Busse von ihr aufgenommen wurde, wieder abfiel, so führte das zur Annahme, seine Busse sei zu

[1] *Karl Rahner*, Schriften zur Theologie, Band XI, Frühe Bussgeschichte in Einzeluntersuchungen. Bearbeitet von *Karl H. Neufeld*. Zürich, Einsiedeln, Köln, 1973, Benziger-Verlag, 512 Seiten.

wenig aufrichtig und entschieden gewesen. Der Grundsatz: nach der Taufe gibt es nur eine einmalige Bussmöglichkeit, lebte wenigstens in der westlichen Kirche während Jahrhunderten fort. Wenn dieses Gesetz mit Recht heute nicht mehr besteht, so enthält es doch eine bedenkenswerte Wahrheit: Zur echten Reue gehört es, dass sie unwiderruflich und einmalig sein will. Über das persönliche Los rückfälliger Sünder wird bei Hermas kein Urteil abgegeben. Es besteht für ihn immer noch die Möglichkeit der Vergebung durch Gott.

Nach Hermas ist diese einmalige Busse eine Angelegenheit der Kirche. Durch die schwere Sünde ist das Verhältnis des Getauften zur Kirche gestört. Darum gehört zur kirchlichen Busspraxis die Exkommunikation. Die Lösung von dieser ist dann nicht nur eine Versöhnung *durch* die Kirche, sondern auch *mit* der Kirche.

Exkommuniziert wird jeder schwere Sünder, weil er durch seine Sünde das Taufsiegel, den Heiligen Geist, verloren hat. Kirchlich sakramentale Busse ist bei Hermas nur als Exkommunikationsbusse zu finden. Auch heute gilt noch, dass jede schwere Sünde den Menschen nach göttlichem und kirchlichem Recht vor der Eucharistie ausschliesst und bewirkt, dass der Sünder nicht mehr im gleichen Sinn zur Kirche gehört wie der gerechtfertigte Getaufte. Darum ist jede sakramentale Busse und Absolution einer schweren Sünde auch eine Aussöhnung mit der Kirche.

Zur Theologie der Busse bei Tertullian

Sowohl der katholische wie der montanistische Tertullian ist ein Kronzeuge für die Busslehre und Busspraxis der alten Kirche. Gegenstand öffentlicher Busse sind für Tertullian erst in seiner montanistischen Zeit die drei Kapitalsünden: Glaubensabfall, Mord und Unzucht. Vorher kennt er viele weitere Sünden, welche die Gnade zerstören und deshalb Gegenstand der öffentlichen Kirchenbusse sind, wie Häresie, das Essen von Götzenopferfleisch und Betrug.

Die Busse beginnt mit dem Bekenntnis, der Exhomologese. Dieses öffentliche Bekenntnis ist eigentlich nichts anderes als die Übernahme der öffentlichen Busse. Der Sünder erscheint vor der Gemeinde im Bussgewand, fleht sie um ihre Fürbitte an und begibt sich an den Platz der Büsser in der Kirche. So bekennt er sich vor allen als Sünder. Handelte es sich um eine geheime schwere Sünde, so war wohl ein detailliertes Bekenntnis vor dem Bischof notwendig. Es gab für den Büsser auch private Busswerke, wie Fasten oder Enthaltung vom Bad. Das kirchliche Busswerk bestand darin, dass der Sünder im Gottesdienst vom Bischof öffentlich exkommuniziert wurde. Der Sünder hatte an der Kirchenschwelle zu stehen, wo er dann den Bischof, die Priester und die Gläubigen um Wiederaufnahme in die kirchliche Gemeinschaft anflehte. Diese Busse in der Kirche dauerte längere Zeit. Sie wurde mit einem Akt kirchlicher Versöhnung beschlossen. Der Sünder wird wieder in die gottesdienstliche Versammlung geführt (oder von seinem Büsserplatz hinten in der Kirche nach vorn?), bittet kniend um die Fürbitte der Gemeinde und um die Wiederaufnahme. Der Bischof hält eine Ansprache über die Schwere der Sünde und die Barmherzigkeit Gottes und danach folgt die Vergebung.

Wichtig ist bei Tertullian das fürbittende Gebet der Kirche für den Büsser, damit er Vergebung finde. Wenn auch der Bischof das sakramentale Wort der Vergebung spricht, so wirkt dabei noch die ganze Kirche durch ihr Gebet mit. Dazu schreibt Rahner: «Auch wenn er (der Bischof) sie (die sakramentale Vollmacht) als besondere in der apostolischen Sukzession über die Apostel von Christus empfangen hat, kann er sie doch als Gewalt in der Kirche ausüben, als Vollmacht also, die von vornherein nur denkbar und sinnvoll ist, weil die heilige Gemeinschaft der Erlösten in Christus besteht. Damit geht es in der Anwendung dieser Vollmacht um die Mitteilung jenes Geistes, der immer schon wesentlich in der Kirche lebt und von ihr nicht ablösbar empfangen werden kann, so dass sich durchaus in diesem Sinne sagen lässt: Die Kirche als ganze vergibt ... Diese Elemente einer Rekonziliationsliturgie sollten übrigens auch für die heutige Dogmatik nicht nur etwas sein, womit man verlegen und dämpfend fertig zu werden versucht. Über den zweifellos richtigen Nachweis hinaus, dass die ausschliessliche Vollmacht der Bischöfe und Priester zur Spendung des Bussakramentes auch im Sinn der Zeit Tertullians nicht bestritten wird, sollte der Dogmatiker doch etwas mehr sagen können. Ohne die alte Liturgie der Busse mit ihrem Gemeindegebet einfach wiedererwecken zu wollen, wird er doch in dieser Liturgie eine Wirklichkeit anerkennen, die auch heute noch zu diesem Sakrament gehört und die wieder deutlicher in das Glaubensbewusstsein der Christen aufgenommen werden sollte: dass nämlich der Sünder die Versöhnung mit Gott nur findet, weil er den Geist in und von der ganzen Kirche empfängt, der dort immer in all ihren geheiligten Gliedern lebt»[2].

Wenn auch Tertullian die persönliche, satisfaktorische Busse zu sehr als Eigenleistung des Menschen gesehen hat, zeigt sich bei ihm doch, dass selbst die subjektive Busse des Menschen als geistgetragener Vorgang des Leibes Christi zu verstehen ist. «Damit ist dann aber auch die ganze Busse als persönliche und kirchliche, als Tat des Menschen und als Akt der Kirche, als ein einheitlicher Vorgang zu sehen, eine Aufgabe, die eigentlich erst — und auch da nur für kurze Zeit — bei Thomas von Aquin erfüllt war»[3].

Die Busslehre Cyprians von Karthago

Der afrikanische Bischof bezeugt als erster in der Westkirche die Handauflegung durch den Bischof und Klerus als Ritus der Aussöhnung. Sie ist aber nicht mit der Handauflegung der Firmung zu verwechseln. Eine klare und einheitliche Deutung dieses Ritus bei der Aussöhnung von Büssern und Häretikern ist heute auf Grund des vorliegenden Materials unmöglich. Es lässt sich nicht sicher ausmachen, ob sie eher ein Gestus der Geistverleihung oder ein Gebet im Sinne eines Exorzismus war, oder ob man beides gar nicht deutlich unterschied.

Auch Cyprian betrachtet wie Hermas und Tertullian die Sünde vom ekklesiologischen Gesichtspunkt her. Sie trennt den Menschen von der Gemeinschaft der heiligen Kirche, vom Kirchenfrieden und vom zentralen Mysterium christlichen Lebens, von der Eucharistie.

In seiner Busstheologie unterscheidet Cyprian nicht streng zwischen Schuld und Strafverhaftung und sieht die Sünde erst dann als vergeben an, wenn der «reatus poenae» durch die satisfaktorische Leistung des Büssers ganz getilgt ist. Das Fehlen der Unterscheidung zwischen Schuld und Strafverhaltung hat auch seine positive Seite. Von dieser Position aus ist leichter zu realisieren, dass die wahre Reue nicht eine ziemlich leicht zu erreichende seelische Angelegenheit ist, sondern in der Busse als Tat besteht. Wenn Cyprian von der Wirkung der Rekonziliation des Büssers spricht, so betrachtet er das «Binden auf Erden» als die Ausschliessung von der Kirche und das «Lösen» als Gewährung der Gemeinschaft und des Friedens mit der Kirche. Rahner weist in diesem Zusammenhang auf den eigentlichen Unterschied zwischen der altkirchlichen und der heutigen Busspraxis hin. Man behauptet zuweilen, dieser Unterschied bestehe darin, dass die altkirchliche Bussdisziplin öffentliche, die heutige privat sei. Es gab aber auch in der Kirche der Frühzeit Formen der Busse, die mehr oder weniger privat waren, so die Häretikerrekonziliation, die Krankenbusse und die Klerikerbusse. Aber auch in diesen Fällen besass die Busse einen gewissen Öffentlichkeitscharakter. Denn überall, wo man damals eine sakramentale Busse

[2] Schriften zur Theologie XI S. 207 / 209.
[3] Ebda. S. 223.

nachweisen kann, liegt der explizite Ausdruck einer Versöhnung mit der Kirche vor, also auch die Überzeugung, der Pönitent gehöre de iure zur Büsserklasse und müsse aus ihr wieder in den Stand eines vollen Christen versetzt werden. Darum schreibt Rahner:

«Will man in dieser Hinsicht unsere heutige Busse gegenüber der Form der alten Kirche kennzeichnen, sollte man sachgemässer und unmissverständlicher sagen: Die Öffentlichkeit des Bussverfahrens heute ist durch mannigfaltige Massnahmen und aus verschiedenen Umständen heraus erheblich geringer geworden ... Das ist besser als die Formulierung: Die öffentliche Busse ist heute durch die private abgelöst. Der wirkliche Unterschied zwischen damals und heute, den man mit seinem eigenen Namen bezeichnen sollte, liegt in der Unwiederholbarkeit der altkirchlichen Busse sowie in der Wiederholbarkeit der heutigen Busse seit dem Frühmittelalter»[4].

Die Busslehre des Origenes

Origenes ist der erste Schriftsteller der patristischen Zeit, der die Busslehre als Theologe behandelt. Er betont die Notwendigkeit der subjektiven Busse des Todsünders. Nach ihm besteht die Gnade, welche die Bekehrung möglich macht, in der Erfahrung des göttlichen Gerichts über die Sünde. Dieses göttliche Gericht offenbart sich in der Gottverlassenheit des Sünders. Durch den Logos, der mit seiner Seele anklagend verbunden ist, erkennt er seine Verfehlungen und die Strafen, die sie verdienen. Hier liegt zum ersten Male eine grosse Theologie der attritio vor. Attritio ist bei Origenes nicht eine sehr unvollkommene Abkehr von der Sünde, sondern die Erfahrung und Anerkennung des radikalen Widerspruchs zu Gott durch den Sünder selbst. Die Abkehr von der Sünde erfolgt nicht nur wegen der Strafe, sondern aufgrund der richtenden Heiligkeit Gottes, der verzehrendes Feuer ist. Die erste Gnade eines Sünders ist nicht die Liebe, sondern die Erfahrung dessen, was er tatsächlich ist: ein Mensch, in dessen Innerem schon das Gericht Gottes brennt[5]. Im Denken des Origenes hat die Sündenstrafe nicht einen ausschliesslich iuridischen, vindikativen, sondern einen medizinellen Charakter. Sie ist die Überwindung der moralischen Haltung, die man mit der Todsünde eingenommen hat. Das Bussetun des Todsünders ist nicht ein rein menschliches Werk, es bedarf der Hilfe Christi, aus dessen Seitenwunde Wasser und Blut geflossen ist.

Ohne die Lösungsvollmacht der kirchlichen Amtsträger zu leugnen, legt Origenes Wert darauf, dass die ganze Kirche der Heiligen an der Entsündigung ihrer fehlenden Glieder teilnimmt. Die Pneumatiker, die Vollkommenen, sollen mit den Weinenden weinen und besonders die beklagen, welche keine Busse tun wollen. Durch ihr Gebet, Fasten und ihre Tugenden kämpfen sie für das übrige Volk und für die Schwächeren. Für Origenes ist das Lösen der Sünden ein weiterer und umfassenderer Begriff als die offizielle Aufhebung einer kirchlichen Exkommunikation. Die entsündigende Tätigkeit der Kirche der Heiligen nach der Auffassung des Origenes' lässt sich nach Rahner folgendermassen zusammenfassen: «Die Kirche der Heiligen, die durch jede Sünde eines Gliedes mitbetroffen ist, steht solidarisch zu ihrem sündigen Glied. Sie muss darum das gleiche tun, was der Sünder selbst zur Tilgung seiner Sünden zu tun hat ... Alles, was sie in ihren Heiligen tut, ist nur dieses Aufsichnehmen der Sünde unter all den Formen, die sich aus ihrem eigenen vielschichtigen Wesen ergeben[6].

Bei Origenes ist das äussere sakramentale Zeichen der Busse in seiner Gesamtheit (Exkommunikation, Bussleistungen, Rekonziliation) die Leiblichkeit der Tat Gottes und der Tat des Menschen, die sich in der Kirche begegnen. Dazu schreibt Rahner: «Thomas von Aquin wird später sagen, die Akte des Pönitenten sein innerlich mitkonstituierendes Element (materia) des sakramentalen Vorganges. Bei Origenes ist etwas Ähnliches, allerdings ohne die hylemorphistische Begrifflichkeit gegeben. Entsprechend der artikulierten Leiblichkeit des sakramentalen Zeichens im altkirchlichen Bussinstitut ist nur alles deutlicher zur gleichen Zeit Ausdruck der Tat Gottes und der Tat des Menschen, ohne dass sich doch bei Origenes ein Stück des sichtbar sakramentalen Vorgangs der inneren Tat des Menschen und ein anderes der Tat Gottes exklusiv zuordnen liesse[7]. Die «Frühe Bussgeschichte» Rahners zeigt mit aller Deutlichkeit, dass sich in den Schriften der patristischen Zeit eine tiefere und umfassendere Busstheologie findet als in manchen modernen theologischen Traktaten.

Basil Drack

[4] Ebda. S. 318.
[5] Vgl. ebda. S. 403.
[6] Ebda. S. 454.
[7] Ebda. S. 485.

Basler Dekanatsstatut vor seiner Verabschiedung

Aus den Beratungen des Priesterrates des Bistums Basel vom 14./15. Mai 1974

Unter der Leitung von Bischofsvikar Dr. Fritz Dommann und in Anwesenheit von Bischof Dr. Anton Hänggi beriet der Basler Priesterrat am 14./15. Mai 1974 in zweiter Lesung das neue Statut für die 37 Dekanate der Diözese Basel. Nachdem im Januar 1974 der Entwurf eines Dekanatsstatutes vom Priesterrat in erster Lesung besprochen worden war, ging er in ein Vernehmlassungsverfahren, in dem 21 Stellungnahmen abgegeben wurden. Diese waren Grundlage für die Besprechung und Entscheide, die der Priesterrat zuhanden der Generalvikariatskonferenz und des Bischofs fällten.

Bevor der Rat in der Gesamtabstimmung einstimmig dem Bischof vorschlug, das neue Statut nach seiner endgültigen Bereinigung in Kraft zu setzen, beriet er nochmals grundsätzliche Fragen und verabschiedete Abänderungsvorschläge. Dabei ging es nicht darum, ein pastorales Gesamtkonzept der Seelsorge für alle Ebenen, wie Pfarrei, Dekanat, Region, zu beschreiben, sondern Zweck, Aufgaben und Organisation der Dekanate in einem Statut festzulegen. Allerdings wurde der Tatsache Rechnung getragen, dass auch auf den anderen Ebenen, wie z. B. der Pfarrei und der Region, pastorale Aufgaben wahrgenommen werden.

Seelsorgebasis: Pfarrei oder Dekanat?

In «Umschreibung und Zweck» ging es um die grundsätzliche Frage, ob eine ausgeprägte pastorale Tätigkeit auf Dekanatsebene die Stellung der Pfarrei beeinträchtige oder nicht. Der Priesterrat erachtete die Zusammenarbeit der Pfarreien in der heutigen Situation für entscheidend. Eine solche Zusammenarbeit kann aber nur gelingen und Früchte bringen, wenn auf pfarreilicher Ebene das kirchliche Leben sich voll und ganz entfaltet und die Eigeninitiative durch die Arbeit auf Dekanatsebene nicht erstickt wird, obwohl im überpfarreilichen Raum eine gewisse «Einheitlichkeit» notwendig ist. In diesem Sinne stimmte der Priesterrat folgenden Aussagen zu: Im Dekanat «wird durch Zusammenarbeit der Dienstträger, Pfarreien und Kirchgemeinden eine intensive seelsorgerliche Aktionsgemeinschaft angestrebt. Im Dekanat werden die Pfarrei- und Spezialseelsorge koordiniert und in Zusammenarbeit der Seelsorger geleistet. Das Dekanat bietet subsidiäre Dienste an, die die Pfarrei als unterste rechtlich selbständige pastorale Einheit nicht selber leisten kann und/oder die nach einer Koordination verlangen.»

An dieser ausgewogenen Stellungnahme

hielt der Priesterrat auch fest, als er beschloss, eine neue, etwas weniger harte Formulierung für folgende Sätze zu finden: «Alle Seelsorger des Dekanates (Priester und Laien) sind daher verpflichtet, sich an der gemeinsamen Aufgabe zu beteiligen und sich an die entsprechenden Beschlüsse zu halten.» Als Zusatz soll aufgenommen werden: «Das Notwendige und berechtigte Eigenleben der Pfarrei darf dadurch keinen Schaden nehmen.» Anderseits lehnte der Rat einstimmig ab, dass zusätzliche Aufgaben im Dekanat «an zweiter Stelle» nach der Arbeit in der eigenen Pfarrei anzunehmen sind. Man wollte beiden berechtigten Anliegen, dem Trend nach intensiverer Zusammenarbeit und dem Aufrechterhalten der Eigenständigkeit der Pfarrei Rechnung tragen.
Da die Regionen noch nicht definitiv geschaffen sind, verzichtete man darauf, diese und ihre Leiter im Statut zu nennen. Aufgaben und Kompetenzen der Region und das Zusammenspiel mit der Dekanatsebene werden in einem Statut für die Regionen umschrieben werden. Man hielt immerhin daran fest, dass die Dekanate im Rahmen regionaler Ziele und Aufgaben eng zusammenarbeiten sollen.

Wer gehört zum Kapitel?

Nochmals wurde eingehend darüber diskutiert, wer nebst den Ordinierten Vollmitglied der Kapitelsversammlung werden soll. Einerseits sollte vermieden werden, dass durch eine zu grosse Anzahl Mitglieder eines Kapitels, wie z. B. durch die Aufnahme aller hauptamtlich tätigen Katecheten, dieses praktisch handlungsunfähig wird, andererseits müssen aber möglichst alle hauptamtlich in der Seelsorge tätigen Laien, wie z. B. kirchliche Sozialarbeiter, ins Kapitel eingegliedert werden, um die pastorale Arbeit auf Dekanatsebene zu koordinieren und fruchtbar zu machen. Der Priesterrat entschied ausdrücklich «alle Laientheologen, die hauptamtlich in der Seelsorge tätig sind» zu nennen. Über eine zusätzliche Ausweitung der Mitgliedschaft sollte das einzelne Kapitel entsprechend der Verhältnisse entscheiden.

Wer leitet das Kapitel?

Eine Eingabe, der Dekanatsvorstand soll nicht bloss als beratendes Gremium des Dekans, sondern als leitendes Kollegium im Dekanatsstatut aufscheinen, führte zur grundsätzlichen Auseinandersetzung über die Frage: Ist eine Einzelperson (der Dekan) oder ein Kollegium (der Dekanatsvorstand) letztverantwortlich für die Führung des Dekanates? Im Vernehmlassungsverfahren wurde von verschiedener Seite her nicht die «Einmannverantwortung», sondern die kollektive Verantwortung gewünscht. Während der langen Aussprache über dieses Problem wies unter anderem Bischof Hänggi auf die Zuteilung von Verantwortung aufgrund der episkopalen Struktur in der Kirche hin. Ferner trat klar die doppelte Funktion eines Dekans als Leitungsinstanz und Exponent der Kapitularen hervor. Der Rat stellte sich eindeutig hinter die Meinung: «Der Dekan ist der vom Bischof beauftragte Leiter des Dekanates. Als solcher führt er den Vorsitz des Dekanatsvorstandes und der Kapitelversammlung.» Also kann der Dekan einzelne, nicht alle, Aufgaben delegieren, die Letztverantwortung aber nie. Allerdings soll er diese in Kollegialität wahrnehmen. Dadurch ist der Dekanatsvorstand mitverantwortlich für die Leitung des Dekanates. Ein Dekanat hatte vorgeschlagen, «dass auch Laienseelsorger und nicht nur geweihte Priester das Amt des Dekans oder seines Stellvertreters bekleiden können». So sollten die hauptamtlich in der Kirche tätigen Laien nicht zu Seelsorgern zweiter Klasse degradiert werden. Der Antrag wurde mit dem Hinweis abgelehnt, zuerst müsse unter anderem noch mehr darauf hingearbeitet werden, die Laientheologen in die volle Sakramentalität des Ordo hineinzunehmen.

Welche Aufgaben hat ein Dekan und wie wird er gewählt?

Der Dekan nimmt verschiedenste seelsorgerliche Planungs- und Leitungsaufgaben, aber auch Personalaufgaben wahr. Gerade die Lösung der Personalfragen gehört nicht nur zu den schwierigsten, sondern auch entscheidendsten Aufgaben einer Kirchenleitung. Verschiedene Eingaben wollten die Einflussnahme des Dekans auf Stellenbesetzungen über das blosse Mitspracherecht hinaus verstärken. Es wurde aber bald klar erkannt, dass der diözesane Personalchef nicht bei jeder Stellenbesetzung mit allen 37 Dekanen Rücksprache nehmen kann. Hingegen muss der Dekan gegenüber den Verantwortlichen in Personalfragen, zu denen nebst dem diözesanen Personalchef über kurz oder lang auch Verantwortliche auf regionaler Ebene kommen müssen, «bei Stellenbesetzung und bei der Schaffung von neuen Stellen die Interessen des Dekanats», vertreten. Der Antrag, der Dekan habe sich mit den zuständigen kantonalen kirchlichen Behörden bei jeder Stellenbesetzung zu besprechen, wurde abgelehnt.
Aus der Erfahrung der eben durchgeführten Dekanenwahlen ergaben sich folgende Präzisierungen zur Art und Weise, wie ein Dekan gewählt wird: Beim zweiten Wahlgang ist das absolute Mehr erforderlich. Die Wahl bedarf der ausdrücklichen Annahme des Gewählten und vor der Bestätigung durch den Bischof. Wenn der Bischof einen Gewählten nicht bestätigt, ordnet er eine Neuwahl an. Abgelehnt wurden die Vorschläge: Die Kirchenpflege müsse vor der Bestätigung durch den Bischof über die Wahl ihres Seelsorgers zum Dekan orientiert werden, und die Wahl könne auch auf brieflichem Weg erfolgen. In der Frage der Geheimhaltung der Wahl bis zur Bestätigung durch den Bischof war der Priesterrat geteilter Meinung.

Blick in die Zukunft

Dass ein neues Dekanatsstatut nicht bloss die Gegenwart, sondern auch die Zukunft der Heilssorge in einem Bistum mitprägen kann, zeigte ein Referat von Prof. Dr. Josef Bommer über «Kirchliche Dienste in der Gemeinde der Zukunft». Dabei legte er drei mögliche Lösungsversuche vor: der entlastete Priester, das Seelsorgeteam und das aufgegliederte Amt. Die damit angeschnittenen Fragen werden den Priesterrat noch weiter beschäftigen, und auf die Lösungsversuche wird er noch oft in irgendeiner Weise zurückkommen. Aus zeitlichen Gründen konnte der Rat noch nicht darauf eingehen.
Nicht bloss auf die Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft waren die Gottesdienste ausgerichtet, besonders die von Bischofsvikar Dr. Otto Wüst geleitete Messfeier mit dem Thema «Sei stark in der Gnade Jesu Christi» (2 Tim. 2,1). In seiner Homilie betonte er eindrücklich die zwei tragenden Elemente für den kirchlichen Dienst in Gegenwart und Zukunft: der Auftrag und die Sendung Jesu sowie die Erfahrung im Heiligen Geist. Wer in den Dienst Jesu tritt, der wird in die Gesinnung Jesu hinein verpflichtet. Die Sendung Jesu muss bei allen kirchlichen Dienstträgern immer und überall von der Erfahrung des Geistes getragen sein. *Max Hofer*

Berichte

Von der Unio sacerdotum adoratorum

Im vergangenen Jahr hat unsere Unio vier Mitglieder durch den Tod verloren: Die Mitbrüder G. Aufdermaur, Steinerberg; U. Sargenti, Verdabbio; A. Villiger, Stansstaad, und J. Zimmermann, Stans. Neueintritte hatten wir 15.
Wer den Zweck und die einzige Pflicht unserer Unio überdenkt, wird nicht für ihre Zukunft fürchten: *Pro Woche eine Stunde adoratio coram Sanctissimo.* Vielleicht scheint manchem Mitbruder dies

nicht so wichtig zu sein. So darf ich, wie schon in früheren Jahren, wieder einige Stimmen anführen, die auf die grosse Bedeutung dieser adoratio hinweisen: Nicht nur mit Worten, sondern auch durch sein Beispiel lehrt Bischof *Heinrich Tenhumberg* von Münster die adoratio. Jeden Mittag nach dem Essen geht er zu einer Viertelstunde stiller Anbetung in seine Hauskapelle und nach ihm sein Sekretär usw., einfach alle, die zum bischöflichen Haushalt gehören. Von dieser Viertelstunde sagte der Bischof: «Das ist das Wichtigste neben der Messe. Wenn es nach mir ginge, würde ich viel mehr Zeit haben für Meditation und Gebet» [1]. Walter von Arx hat zweimal in unserem Organ die Wichtigkeit der Meditation und der adoratio hervorgehoben: «Ohne Meditation und schöpferischer Pause wird jedes Tun — das priesterliche ganz besonders — über kurz oder lang zu einem Leerlauf ... Gebet und Meditation sind der tragende Grund des priesterlichen Tuns ... Man kann dem Geist Gottes nur begegnen im Glauben und im Gebet ...» [2].

Die *Schweizer Kapuziner* haben am Provinzkapitel in Stans 1972 beschlossen, das Kloster Arth als eigentliches Zentrum für Meditation und Gebet auszubauen, was unterdessen geschehen ist [3]. Und am Treffen der Kapuziner-Studenten verschiedener deutscher Provinzen in Laufen (Oberbayern) wurde ausdrücklich auf die Gefahr aufmerksam gemacht, sich zu sehr in die Aktivität zu stürzen. Unbedingt gehöre auch die Betrachtung zum franziskanischen Leben [4]. Das Oktoberheft der «Reformatio» hat vor zwei Jahren in verschiedenen Artikeln auf die grosse Bedeutung der Betrachtung hingewiesen, und zwar «im antikchristlichen Sinn» [5]. Gerade diese Betrachtung kann und soll während der adoratio geübt werden.

Am 28./29. Oktober 1972 hat der reformierte Professor Dr. med. *B. Staehelin*, Zürich, über die «Überwindung des westöstlichen Materialismus — ein Versuch» gesprochen. Er betonte dabei die Notwendigkeit zur Einkehr. Es sei höchste Zeit, der Aktion wieder die Kontemplation vor- und beizuordnen [6]. Schöner könnte auch ein Priester Sinn und Zweck unserer Unio nicht umschreiben.

[1] Weltbild 5. April 1972, S. 24.
[2] SKZ 6. Juli 1972, S. 407 und 7. Juni 1973, S. 366.
[3] Vaterland 28. Juli 1972 und SKZ 6. September 1973, S. 550—551.
[4] Vaterland 19. Oktober 1973.
[5] Zitiert in NZZ 1. November 1972, Nr. 510.
[6] Kirchenblatt für die ref. Schweiz 8. März 1974, S. 70.
[7] Die ganze Homilie — sehr lesenswert, auch jetzt wieder! — ist veröffentlicht in der SKZ 17. Januar 1974, S. 29—31.
[8] NZZ 8. Februar 1974, Nr. 65.

Aus Anlass seines 25-Jahr-Bischofsjubiläums hat Kardinalerzbischof *Julius Döpfner* bei der Eucharistiefeier zu seinen Priestern gesprochen. Unter anderem bemerkte er, der Herr habe den Priestern auch das geschenkt: «die frohe Beheimatung am Altar und auch vor dem Tabernakel» [7]. Wer seine wöchentliche adoratio treu einhält, wird diese Worte des erfahrenen Oberhirten bestätigen können.

Darf ich noch einen Mann anführen, den man hier nicht erwarten würde? Es ist der *amerikanische Präsident Nixon*. Er führt die Praxis seiner Vorgänger weiter, jedes Jahr gelegentliche «National Prayer Breakfasts» durchzuführen, an denen jeweils der ganze Stab des Weissen Hauses teilnimmt. Dieses Jahr hat er bei dieser Gelegenheit gesagt: «Wir alle sollten uns von Zeit zu Zeit in der Stille sammeln und hören auf das, was Gott von uns erwartet» [8]. Nach solchen Urteilen wird sich gewiss mancher überlegen, ob er nicht auch mitmachen wolle bei unserer Unio. Dankbar nimmt Neuanmeldungen entgegen der Unterzeichnete, auch telefonisch (081) 61 11 39. *Anton Schraner*

Aus der Tätigkeit der «Aktion Führungskräfte für Indien»

Diese Organisation umfasst Gruppen in Luxemburg, Österreich und der Schweiz. Seit einer Reihe von Jahren wird die «Aktion Führungskräfte für Indien» (AFK) in über 50 Pfarreien der deutschsprachigen Schweiz unterstützt. Diese Aktion investiert nicht in Maschinen und Gebäuden, sondern ist — in Ergänzung zu solcher Entwicklungsarbeit — auf dem Bildungssektor tätig. Sie betreut und unterstützt junge Inderinnen und Inder auf ihrem Weg zu einer Tätigkeit, die den Landsleuten hilft, sich selber zu helfen. Entstanden aus «charismatischen» Anfängen, besteht seit 1971 eine klare Organisation für die Zusammenarbeit zwischen Indien und Europa.

Nach Ostern 1974 trafen sich die ehrenamtlichen europäischen Mitarbeiter in Nürnberg. Die Verhandlungen dürften auch die am Werke beteiligten Pfarreien in der Schweiz interessieren. Das Budget für 1974/75 beläuft sich auf 346 000 Rupies. Die einzelnen Projekte umfassen vielversprechende Jugendliche aus benachteiligten Schichten und von geeigneten Berufen, die für fähig erachtet werden, entscheidend zu einer *ausgeglichenen* Entwicklung in Indien beizutragen. Der Schwerpunkt der Arbeit befindet sich im Staat Maharashtra und fördert auch Programme in Goa, Mysore und Gujarat. Das Werk fördert Lehrlinge der praktischen Berufe, Schwesternschülerinnen, Studenten technischer und akademischer Richtung. 35 000 Rupies werden für Seminare und *Arbeitslager* zur Verfügung gestellt, deren Teilnehmer zu einer neuen Einstellung der Verantwortung motiviert werden sollen. 30 000 Rupies gehen an ein neues Projekt, das sich um die praktische Ausbildung von Führern für die Entwicklung einer weitern Dörfergruppe kümmert. Dieses Projekt ging aus den Hilfsmassnahmen hervor, die für die Bevölkerung von Pathardi Taluka während der kürzlichen Dürre-Periode ergriffen werden mussten. Die jungen Fachleute und Studenten, die damals die Bevölkerung jener Dörfer vor dem Hunger retteten, gewannen das Vertrauen der Bauern und haben jetzt die einmalige Gelegenheit, den neuen Freunden zu helfen, selbständig zu werden. Sie können nun auch grundlegende strukturelle Veränderungen vorantreiben. Einen gewaltigen Erfolg stellt die Tatsache dar, dass Lehrlinge, Schüler und Studenten, die während mehrerer Jahre beraten und unterstützt wurden, ihre Ausbildung abschliessen konnten, eine Arbeitsstelle gefunden haben und ihre Stipendien zurückzuzahlen beginnen. Diese Gelder werden jetzt neu andern Kandidaten zur Verfügung gestellt [1].

Fritz Frei

[1] Verein für die Heranbildung einheimischer Führungskräfte in Indien, 6318 Walchwil, PC 60 - 213 54.

Vom Herrn abberufen

P. Walter Mugglin SJ, Bad Schönbrunn ZG

Mitten aus der Arbeit heraus, nur Stunden vor einem neuen Kurs, ist P. Walter Mugglin am 4. März 1974 an einem Herzinfarkt gestorben. In diesem raschen Tod ging ein Leben zu Ende, das durch fast ein halbes Jahrhundert dem Dienst an der Schweizer Kirche gehörte — Grund genug, seiner auch hier zu gedenken.

Walter Mugglin war ein waschechter Luzerner. Er besass das Bürgerrecht von Sursee, aufgewachsen aber ist er in Luzern selber, wo er am 21. September 1894 das Licht der Welt erblickt hatte. Der Vater gehörte zu den Pionieren der Gotthardbahn. Anton Riedweg, damals Vikar an der Franziskanerkirche, war nicht nur sein «Götti», sondern wurde ihm auch zum väterlichen Freund, der ihn, zusammen mit Franz Schnyder, dem späteren Direktor der Inländischen Mission, und manch andern Kameraden zu einem lebensfrohen Glauben führte. An der Luzerner Kantonsschule machte der junge Mugglin das Gymnasium. Nach der Matura ging er, von Anton Riedweg beraten, nach Innsbruck ins Canisianum. Es war die harte Zeit des Ersten Weltkrieges, die Rationen im ausblutenden Österreich wurden von Jahr zu Jahr schmäler. Am 13. Juli 1919 wurde Walter Mugglin in der Hofkirche zu Luzern durch Bischof Jakobus Stammler zum Priester geweiht. In der Zwischenzeit war ein weiterer Entschluss gereift: Noch im gleichen Herbst trat der Neupriester, von seinem Bischof freigegeben, ins Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Hier durchlief er in abgekürzter Form den Ausbildungsweg des jungen Je-

Amtlicher Teil

Bistum Chur

Priesterseminar St. Luzi Chur: Seminaropfer

Am Dreifaltigkeitssonntag, dem 9. Juni 1974, wird im ganzen Bistum das bischöflich angeordnete Opfer für das Priesterseminar aufgenommen. Die entsprechenden Unterlagen sind den Pfarrämtern, Kaplaneien und geistlichen Häusern bereits zugestellt worden. Wir bitten Sie, das Seminaropfer zu empfehlen und auf die Dringlichkeit einer allseitig guten Formung unseres Theologennachwuchses hinzuweisen, die ohne tragfähige materielle Grundlage nicht möglich ist. Wollen Sie bitte beachten, dass das Sammelergebnis *nicht an die Bischöfliche Kanzlei,* sondern direkt an das *Priesterseminar* zu überweisen ist: Priesterseminar St. Luzi (Seminaropfer) Chur, Postcheckkonto 70-699.

---

suiten: Nach dem Noviziat in Tisis kam er zur Repetition der Philosophie nach Valkenburg, war dann drei Jahre Präfekt im Kolleg Stella Matutina (1922—25), vertiefte wieder in Valkenburg seine Theologie und machte schliesslich sein Tertiat in Lainz/Wien.

Nun war er gerüstet für den apostolischen Auftrag seines Lebens. Zuerst kam er zu Beginn 1928 nach Basel an die Marienkirche, wirkte dort als Vikar und war Präses der Männerkongregation. Dann trat 1930 Bad Schönbrunn in den Horizont seines Lebens. Ein Jahr zuvor war dort das Exerzitienhaus eröffnet worden. P. Mugglin wirkte als erster hauptamtlicher Kursleiter in jenem stürmischen Aufbruch der Volksexerzitien, da Kurse mit achtzig, hundert und mehr Teilnehmern sich drängten. Er war schon vom Canisianum her und dann noch mehr durch die Ausbildung im Orden geprägt von den geistlichen Übungen des hl. Ignatius von Loyola. So kam er in Schönbrunnn auf eine Fährte, die er nie mehr verliess. Die Exerzitien wurden ihm zur Liebe und Leidenschaft seines Lebens, zum heimlichen Motor all seiner Arbeit. Das blieb auch so, als er schon nach einem Jahr zu einer neuen Aufgabe berufen wurde. «Herr Walter Mugglin wird in Zürich die Redaktion des ‚Marienkindes' übernehmen», steht dazu in den «Nachrichten aus Bad Schönbrunn».

Damit beginnt die fast dreissig Jahre dauernde Arbeit in der weiblichen Kongregationsbewegung. Das Wort Bewegung ist hier wirklich am Platz: P. Mugglin hat Bewegung in die Scharen der kirchlichen Standesvereine der deutschen Schweiz gebracht. Aber es war mehr als lauter Betrieb, was er da weckte. Es war echtes Leben. Dabei griff er zurück auf die ursprüngliche Idee der Marianischen Kongregation, die seit dem 19. Jahrhundert weithin verschüttet war. In immer neuen Ansätzen suchte er Menschen zu erwecken und mitzuformen, die sich im Sinn eines christlichen Idealismus für die Kirche und ihren Dienst am Reich Gottes in der Welt engagierten. Planmässig und mit immer neuen Initiativen verfolgte er dieses Ziel.

Das erste Werkzeug dafür war ihm die Zeitschrift. Aus dem braven «Marienkind» mit seiner himmelblauen Farbe, das er übernommen hatte, wurde gleich die «Führerin». Das bedeutet mehr als einen Stilwechsel. Der Titel war ein Programm. Mit Hingabe betreute er jede Nummer. Neben dem Inhalt lag ihm die Form ebenso am Herzen. Er hat der Zeitschrift einen Stil gegeben, der damals neue Wege im kirchlichen Schrifttum wies.

Der Schulung dienten des weitern die regelmässigen regionalen und gesamtschweizerischen Führerinnentagungen. Hier sollten die Kader für die grossen Pfarrvereine geformt werden. Für deren geistliche Bildung griff er immer wieder zurück auf die Exerzitien, aus deren Geist die ursprünglichen Kongregationen gewachsen waren. Viele Tausende sind unter seiner Leitung durch diese Schule gegangen und haben Orientierung und Feuer für ihr Leben gefunden.

Zu seinen Pioniertaten gehört die Gründung des «Blaurings». Als Vorstufe zur Kongregation gedacht, wurde hier die schulpflichtige Mädchenjugend in einem ihr eigenen Stil zu lebendigen Gemeinschaften zusammengefasst. Schon 1934 erlebte Bad Schönbrunn einen Blauringtag mit 850 Mädchen. (Neben der Qualitätsforderung hat die Zahl — eine möglichst grosse Zahl — immer eine magische Kraft auf ihn ausgeübt.) Noch vieles wäre aus dieser Zeit zu erzählen, das alles dem gleichen Ziel diente. Wir denken da an den Aufbau eines leistungsfähigen Sekretariates, in das ebenso dynamische Kräfte, Priester und Laien, berufen wurden; an die grossen Wallfahrten nach Lourdes und Rom, die religiöse Impulse gaben und Gemeinschaft schufen; an die Ferienlager für Blauring und Sodalinnen, aus denen das Haus in Randa mit seinen vielfältigen Kursen herausgewachsen ist.

Durch drei Jahrzehnte hat P. Mugglin der Kongregationsarbeit in der Frauenwelt gedient und sie geprägt. So wurde ihm der Abschied 1960 schwer. Er hat ihn nie ganz verschmerzt. Wieder kam er nach Bad Schönbrunn: den Jahren nach zwar im AHV-Alter, aber keineswegs zu Feierabend gestimmt, sondern ständig voll neuer Initiative und Schaffenslust. Unermüdlich führte er seine Exerzitienarbeit fort. Ein weiterer Schwerpunkt seiner Arbeit waren die Bibelwochen, zu deren Vorbereitung er die beste exegetische Literatur der Zeit studierte. Zu einem neuen inneren Auftrag wurde ihm das Konzil. Dabei suchte er vor allem den Menschen zu helfen, die sich mit der Entwicklung der nachkonziliaren Kirche schwer taten. Er arbeitete dafür einen eigenen, immer neu gestalteten Vortragszyklus aus und setzte sich mit den Fragen und Problemen dieser Menschen auseinander. In vielen Pfarreien der deutschen Schweiz hat er über die Themen des Konzils gesprochen.

Nur mit einiger Mühe liess er sich bewegen, seine besondere Sorge der älteren Generation und ihren besonderen Fragen zu widmen. Er fühlte sich selber nie als alter Mann und wollte deshalb auch von niemand dafür gehalten werden. So wich er, für sich und in seiner Arbeit, den Problemen des Alters aus. Aus der gleichen Haltung heraus dachte er auch nie an Feierabend, sondern nur an Aktion. Immer wieder überkam ihn in den letzten Jahren die Sorge, die Arbeit könnte ihm ausgehen. Aber dann war zur gegebenen Zeit seine Agenda doch voll von Terminen. Mitten aus der Arbeit heraus durfte er rasch und schmerzlos sterben, sechs Monate vor dem 80. Geburtstag. Nach 45 Jahren unermüdlichen Dienstes am Reich Gottes gebot ihm das verbrauchte Herz den endgültigen Feierabend.

P. Mugglin war ein vielseitig begabter Mann. Mit der Kraft des Verstandes und einem immer wieder gehäuften Schatz des Wissens verband er ein reiches Gemüt. Er besass einen ursprünglichen Humor und war ein Liebhaber des «Nebelspalters». Er liebte die Natur und besonders die Berge. Er hat gemalt, Landschaftsbilder vor allem, hat gedichtet, komponiert und musiziert. Mit seinen Psalmenliedern wollte er der volkstümlichen Liturgie einen Dienst erweisen — mochten sie auch von den Männern der Zunft abgelehnt werden. Wie er seine Zeitschrift «Führerin» nannte, war er selber ein Mann, der führen wollte und zu führen verstand — wobei er auch wollte, dass die Dinge nach seinem Kopf gingen und die andern sich ihm fügten. Das machte die Zusammenarbeit mit ihm oft nicht leicht. Es gab Spannungen und Konflikte, unter denen er und andere litten: unvermeidliche Schatten in einem Bild mit viel Licht.

P. Mugglin war im vollen Sinn des Wortes ein Mann der Kirche, nicht unkritisch, aber voll treuer Liebe zur Mater Ecclesia. Seiner Haltung nach könnte man ihn am ehesten als aufgeschlossenen Konservativen charakterisieren: er lebte und wirkte aus dem Erbe mit dem offenen Blick nach vorn. Er liebte auch den Orden, dem er sich verschrieben hatte, und lebte aus dessen geistigem Erbgut, das in den Exerzitien seine Mitte und Quelle hat.

Vor allem aber liebte er mit einem glutvollen Mannesherzen seinen Herrn und Meister Jesus Christus. Die zuchtvoll innige Frömmigkeit, mit der er die Eucharistia feierte, liess etwas ahnen vom innersten Geheimnis dieses Priesters und Apostels. Auf dem Totenbild steht das letzte Gebetswort der Exerzitien: «Deine Liebe und Deine Gnade genügen mir.» Nun ist, wie wir hoffen, ihm beides endgültig geschenkt: die Gnade und die Liebe des treuen Gottes. *Josef Stierli*

Neue Bücher

Meier, Cyrill: Die kirchliche Region Aarau. Modell einer kirchlichen Region im Bistum Basel, Solothurn 1973, 128 Seiten.

Im Zusammenhang mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und dem ekklesiologischen Ansatz der praktischen Theologie sind eine Reihe von Publikationen erschienen, die das gemeindliche Element des kirchlichen Lebensvollzuges zum Thema haben. Der Tenor dieser Arbeiten lautet: Kirche als Gemeinde verwirklicht sich orthaft (F. Kostermann). Damit ist gemeint, dass sich die Kirche im Lebensraum der Menschen verwirklichen muss. Das ist auch der Ansatz der Dissertation von C. Meier. Er geht davon aus, dass der Lebensraum des heutigen Menschen die städtisch geprägte Region ist. Die Pfarrei entspricht dem Lebensraum der vorindustriellen Zeit. Der Autor versucht «einen Weg zu zeigen, wie sich die Kirche in einem modernen Lebensraum verwirklichen kann» (S. IX). Er charakterisiert zunächst den Lebensraum der modernen Gesellschaft und versucht dann, aufgrund objektiver Kriterien im Raum des Bistums Basel eine Region zu bestimmen. Tatsächlich stellt sich in keiner anderen Diözese der Schweiz die Frage der Regionalisierung so dringend wie in dieser. Die vom Autor eruierte Region umfasst als Kerngebiet den Raum Aarau—Lenzburg und die drei Täler Suhren-, Wynen- und Seetal. Zur erweiterten Region gehören das untere Bünztal und acht Solothurner Gemeinden. C. Meier sieht klar, dass die Pfarrei durch die Regionalisierung nicht angetastet wird; die Funktion der Pfarrei wird sich ändern (S. 61). Indem

Wegen des Fronleichnamsfestes

Donnerstag, den 13. Juni 1974, das in Luzern als Feiertag begangen wird, muss die nächste Nummer der Schweizerischen Kirchenzeitung um einen Tag früher, d. h. am Montag, dem 10. Juni, in der Druckerei fertiggestellt werden. Beiträge für diese Ausgabe müssen spätestens an jenem Morgen bei uns eintreffen. (Red.)

sie ihr «Monopol» aufgibt, kann sie an Effizienz nur gewinnen. Der regionalen Seelsorge untergeordnet, soll entsprechend den Lebensfunktionen der heutigen Menschen eine funktionale Seelsorge aufgebaut werden. Das entspricht einer der Pastoraltheologie oft erhobenen Forderung. Der Autor erstellt ein Organigramm für die kirchlichen Dienste in der Region (S. 74—89) und beschreibt die seelsorgliche Lage im Dekanat Aarau-Wohlen aufgrund einer Befragung. Ihre Ergebnisse bilden die Grundlage für den Entwurf einer Regionalseelsorge, die in zwei Phasen verwirklicht werden soll. Eine Anzahl graphischer Darstellungen helfen dem Leser, sich selbst ein Bild zu machen. Die Publikation lässt erkennen, dass ihr Autor die Notwendigkeit einer Regionalisierung klar sieht. Sie bedeutet für ihn viel mehr als nur eine administrative Angelegenheit. Bei der Verwirklichung des von C. Meier entworfenen Planes wird man freilich auf genauere statistische Untersuchungen kaum verzichten können. Es bleibt nur zu hoffen, dass die Bemühungen von C. Meier Früchte tragen, bevor der Druck der Verhältnisse keine andere Wahl lässt.

Josef Breuss

Mayer, Beda: Das Kapuzinerkloster Luzern. Luzern, 1973. Im Selbstverlag des Frauenklosters St. Anna, Gerlisberg, Luzern.
Eine lesenswerte Gabe. Schon der erste Teil «Haus und Hof» birgt des Interessanten äusserst viel, er umgreift den äusseren Verlauf dieses Klosters. Dessen Gründung weist auf ca. 1171 zurück, empfängt 1441 als «Samnung» der franziskanischen Drittordensregel, dann aber besonders durch Annahme der sogenannten Pfanneregggerreform (1597) den ausgeprägt franziskanischen Rahmen bis heute. Die äussere Entwicklung verläuft abwechslungs- und sturmreich. Die Kultusbauten, die Wohnstätten vor allem erfuhren mehrere Wechsel, bis 1904 die städtischen Planungen und hygienische Erwägung zum Bau auf der sonnigen Höhe des Gerlisberges führten. Lebensunterhalt der Gemeinschaft und allerlei Bauliches vollenden das äussere Bild. Das innerlich-klösterliche Leben — 2. Teil «Geist und Leben» — in lichtvoller Darstellung, verbunden mit historischer Gründlichkeit, erweist P. Beda als erfahrener Kennner jenes geistlichen Lebens, wie es die frauliche Treue und Innigkeit zu vollziehen weiss. Über bethafte, friedsame Häuslichkeit und emsige Arbeit jeglicher Art hinaus erhielt St. Anna im Bruch, wie dieses Kloster früher hiess, eine weittragende apostolische Strahlung. Es wurde Mitträgerin der bekannten franziskanischen Reformbewegung von Pfanneregg-Wattwil. Das Luzerner Kloster, von dieser erneuernden Idee und Praxis selber kräftig erfasst, trug durch persönlichen Einsatz dieses Segenswerk in manch andere Kapuzinerinnenklöster hinaus bis nach Tanzania hinüber. Der Einfluss dieser kontemplativen Macht liegt offen zutage. — Glücklich gewählte Illustrationen dienen dem besseren Einblick. So schenkt uns P. Beda Mayer OFMCap. als Greis von 81 Jahren mit seiner gewohnten historischen Präzision und zugleich franziskanischen Wärme sein reifes Werk, für das wir ihm Dank wissen.

Erich Eberle

Kurse und Tagungen

Humanismus — Marxismus — Christentum

24. Jahreskongress «Kirche in Not» vom 25.—28. Juli 1974 in Königstein im Taunus.
Beginn: Donnerstag, 25. Juli, 15.30 Uhr. Das Eröffnungswort spricht Heinrich Maria Jansen, Bischof von Hildesheim. Anschliessend Referat: «Humanismus in Marxismus und Christentum» (Referent: Dr. W. Jörg Splett, Hochschule St. Georgen, Frankfurt a. M.) 20.00 Uhr Wortgottesdienst.
Freitag, 26. Juli: 8.00 Uhr Gemeinsame Eucharistiefeier; 10.00 Uhr Referat «Der Stellenwert des Menschen in der sozialistischen Gesellschaft» (Referent: Dr. Manfred Spieker, Köln). 15.30 Uhr «Mensch und Medien in der UdSSR» (Referent: Dr. Paul Roth, München). 20.00 Uhr Gebetsstunde der verschiedenen Völker.
Samstag, 27. Juli: 8.00 Uhr Eucharistiefeier mit Betrachtung. 10.00 Uhr Referat «Kritisches Bewusstsein bei den sowjetischen Intellektuellen (Referentin: Cornelia I. Gerstenmaier, Oberwinter). 14.00 Uhr Arbeitskreise zu den einzelnen Themen. 16.00 Uhr Podiumsgespräch mit den Referenten.
Sonntag, 28. Juli: 7.30 Uhr Gottesdienst im orientalischen Ritus mit einem ukrainischen Chor. Hauptzelebrant: Bischof Platon Kornyliak. 10.30 Uhr Referat: « Das Christentum, die Alternative?» (Referent: August Vanistendael, Brüssel).
Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an das «Haus der Begegnung», Bischof-Kaller-Strasse 3, D - 8240 *Königstein im Taunus.*

Errata corrige

Korrektur zum Artikel: «Koinonia» — Möglichkeiten kirchlicher Gemeinschaft in orthodoxer und römisch-katholischer Sicht

In Nr. 22 Seiten 380—381 sind die untersten 3 Linien der Spalte 3 Seite 380 sowie die Spalte 1 und die obersten 2 Linien von Spalte 2 Seite 381 sinngemäss Seite 381 bei Spalte 2 unten anzufügen. Das bedeutet: der letzte Absatz bei den Ausführungen von J. Ratzinger, der von den Sakramenten handelt, ist eine persönliche Ergänzung des Verfassers zu den Ausführungen von J. Klinger. Die Ausführungen von L. Bouyer, «Perspektiven», gehören zu Nr. 4 «*Koinonia als sakramentale Wirklichkeit*» und schliessen sinngemäss an die Darlegungen von J. Klinger an.

Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Walter von Arx, Leiter des Liturgischen Instituts, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich

Dr. P. Basil Drack OSB, Kloster, 7180 Disentis

P. Fritz Frei SJ, 4, Montée de la Fourvière, F - 69321 Lyon Cedex

Dr. Max Hofer, Bischofssekretär, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn

Dr. Alois Müller, Professor an der Theol. Fakultät, Bramberghöhe 2, 6004 Luzern

Anton Schraner, Pfarrer, 7431 Andeer GR

Dr. P. Josef Stierli SJ, Direktor, Bildungshaus Schönbrunn, 6311 Edlibach ZG

«Schweizerische Kirchenzeitung»
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag.

Redaktion:
Hauptredaktor: Dr. Joh. Bapt. Villiger, Prof., St.-Leodegar-Strasse 9, 6000 Luzern Telefon 041 - 22 78 20.

Mitredaktoren: Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Tel. 081 - 22 23 12

Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Klosterhof 6, 9000 St. Gallen, Telefon 071 - 22 20 96.

Nachdruck von Artikeln, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung durch die Redaktion gestattet.

Bitte zu beachten:

Für Abonnemente, Adressänderungen, Nachbestellung fehlender Nummern und ähnliche Fragen: Verlag Raeber AG, Administration der Schweizerischen Kirchenzeitung, Frankenstrasse 7—9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 22 74 22.

Für sämtliche Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare: Redaktion der Schweizerischen Kirchenzeitung, St.-Leodegar-Strasse 9, 6000 Luzern, Telefon 041 - 22 78 20.

Redaktionsschluss: Samstag 12 Uhr.

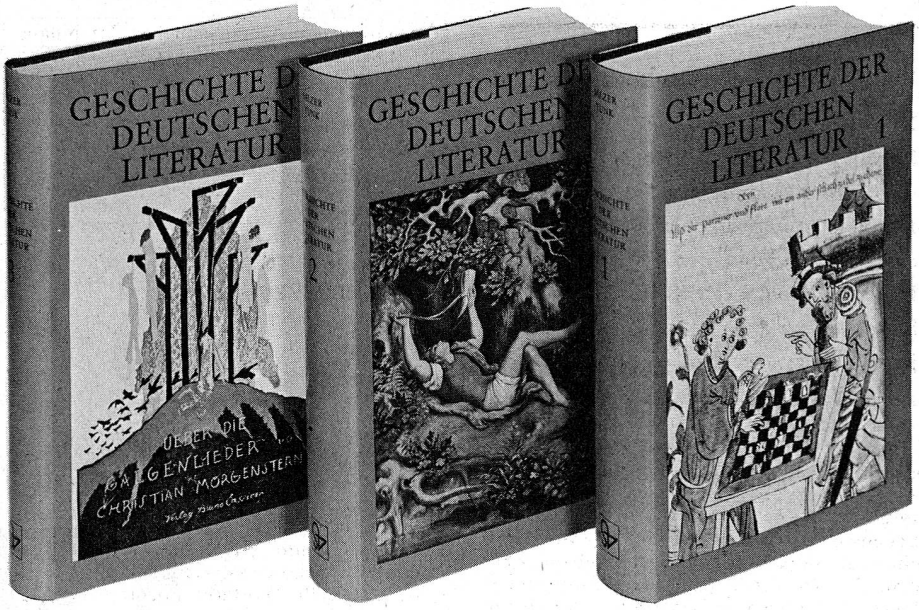
Für Inserate: Orell Füssli Werbe AG, Postfach 1122, 6002 Luzern, Telefon 041 - 24 22 77.

Schluss der Inseratenannahme: Montag 10 Uhr.

Leobuchhandlung
Gallusstrasse 20, 9001 St. Gallen
Telefon 071 22 29 17

Über 50 000 (fünfzigtausend)
theologische Fachbücher
finden Sie in der Leobuchhandlung
ständig am Lager

Geschichte der deutschen Literatur



Von P. Anselm Salzer, 3. Auflage, neu bearbeitet und bis in die Gegenwart fortgeführt von Prof. Eduard von Tunk.

sFr./DM 56.— je Band

3 Bände, 1824 Seiten, 19×26,5 cm, 480 Illustrationen, 60 mehrfarbige Tafeln, 117 Strichzeichnungen. Skivertexeinband.

Der «Salzer», schon immer ein Begriff, liegt in einer dritten, vollständig neubearbeiteten, bis zur Gegenwart nachgeführten Ausgabe vor. Und dabei ist das Werk geblieben, was es immer war: eine Literaturgeschichte mit Charakter und Standpunkt, umfassend, weltoffen, blendend geschrieben und überreich illustriert. Die Neuausgabe besorgte Salzers Schüler Prof. Eduard von Tunk, der die drei Bände mit kongenialer Sachkenntnis redigierte und um die «Modernen» erweiterte.

Die germanischen Runenzeichen und Peter Handke, Luther und Günter Grass, der «Simplicissimus» und Schillers Dramen, Bettina von Brentano und Ingeborg Bachmann, Goethe, Eichendorff, Brecht und all die anderen umspannt diese «Geschichte der deutschen Literatur» auf über 1800 Seiten zuverlässig, aussagekräftig — ein sicherer Führer durch das geistige Schaffen aller deutschsprachigen Völker, gleichzeitig tief durchdrungen von jenem abendländischen Gedankengut, mit dem auch die deutsche Literatur unlösbar verbunden ist.

Das Besondere an diesem Werk ist zudem, dass es selbst zu einem Stück Literatur geworden ist, flüssig und in einer schönen Sprache geschrieben, in einem Zug durchzulesen. Dabei bringen die drei Bände eine Fülle von biographischen und bibliographischen Daten und sind so umfangreich, dass sie dem Literaturfreund, dem Fachmann und dem Studenten als zuverlässiges Nachschlagewerk dienen.

Der erste Band

umfasst die Werdezeit der deutschen Literatur und führt über die karolingische und ottonische Renaissance ins Hochmittelalter, dessen Minnelieder und Heldenepos als erste Höhepunkte in der deutschen Literatur gelten. Die darauf folgende Umbruchzeit erfährt ihre ebenso meisterliche Darstellung wie das ergiebige Barockzeitalter und die machtvolle Aufklärung. Mit den abschliessenden Kapiteln «Auf dem Weg zur Klassik» und «Sturm und Drang» bereitet der Band auf eine neue, grosse literarische Epoche im deutschsprachigen Raum vor.

Der zweite Band

holt weit aus mit den wohl grössten Dichtern deutscher Sprache: Goethe und Schiller. Die Darstellung ihres faszinierenden Werdeganges und ihres Schaffens ist auch hier gepaart mit kritischer Würdigung, die eine der grossen Vorzüge des ganzen Werkes ist. Der Weimarer Klassik schliessen sich die Romantik und die Zwischenzeit zum Realismus an, gegliedert nach einzelnen bedeutenden Landschaften. Naturalismus und Impressionismus sodann führen schon nachhaltig unseren Zeiten entgegen.

Der dritte Band

ganz aus der Feder von Eduard von Tunk, gilt der verwirrenden Vielfalt der Literatur des 20. Jahrhunderts, die hier souverän gesichtet und klar geordnet wird. Hauptakzente: die Aera des Expressionismus, die Zeit der Weltkriege, die ruhige, sachliche Würdigung der Literatur nach 1945 bis heute. So wird es ermöglicht, sich mit den neuen Kräften eingehend und fruchtbringend auseinanderzusetzen. Den Abschluss bildet ein sorgfältiges Gesamtregister, das ein müheloses Nachschlagen ermöglicht und eindeutig lexikalischen Wert besitzt.

An Stauffacher-Verlag AG, 8055 Zürich 3 **Birmensdorferstrasse 318,** Tel. 01 - 35 51 60

Ich bestelle hiermit das Gesamtwerk (zuzüglich Porto und Verpackung)

Geschichte der deutschen Literatur in 3 Bänden

a) **zum ermässigten Vorzugspreis von Fr. 56.—** (später 66.—) pro Band: Zahlung 10 Tage nach Erhalt;

b) **gegen Monatsraten von Fr. 15.—** zum Ratenpreis von Fr. 62.— (später 72.—) pro Band.

Nichtgewünschtes bitte streichen! Bei zwei rückständigen Monatsraten kann der ganze Kaufpreis verlangt werden. 121

Datum: Unterschrift:

Name:

Genaue Adresse:

◀ Bestellen auch Sie

ARS ET AURUM

— Anfertigung aller sakraler Geräte nach individuellen Entwürfen: Gefässe / Leuchter / Tabernakel / Figuren usw.
— Künstlerische Gestaltung von Kirchenräumen
— Beste Referenzen für stilgerechte Restaurationen
— Feuervergoldung als Garant für höchste Lebensdauer

Kirchengoldschmiede
9500 Wil, Zürcherstr. 35

W. Cadonau + W. Okle
Telefon 073 - 22 37 15

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail
Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.

GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBIKON LU
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041 - 36 44 00

Weinhandlung
SCHULER & CIE
Aktiengesellschaft **Schwyz** und **Luzern**

Das Vertrauenshaus für Messweine und gute Tisch- und Flaschenweine, Tel. Schwyz 043 - 21 20 82 — Luzern 041 - 23 10 77

Für Kirche oder Gemeindesaal sind Sie für

Ihre Orgelfrage

bei uns an der richtigen Adresse.

Wir freuen uns, Ihnen mit einer Vorführorgel zeigen zu dürfen, dass unsere elektronische Kirchenorgel von Spitzenqualität keine Tanzmusikorgel ist, sondern den Wünschen eines verwöhnten Organisten voll und ganz gerecht wird.

E. von Känel, 4655 Stüsslingen, Telefon 062 - 48 19 13

KLIMA-
UND LÜFTUNGSANLAGEN
ULRICH
ULRICH AG LUZERN
LÄDELISTRASSE 30 TELEFON (041) 23 06 88

«1959 wurde eine WERA-Warmluftheizung mit Frischluftzufuhr eingebaut, welche sich in jeder Beziehung gut bewährte.»

So wird vielerorts bezeugt, wie **WERA**-Kirchenheizungen mit Warmluft arbeiten.

Sie werden gut beraten durch

WERA AG, 3000 Bern 3
Lüftungs- und Klimatechnik
Gerberngasse 23 Tel. 031 - 22 77 51

Altersnachmittage

mit Leonardo Zauberei
6015 Reussbühl
Telefon 041 - 22 39 95
Ikonen wie «Echt» zu verkaufen zugunsten der Lepra-Kranken Handarbeit von Leonardo.

LIENERT KERZEN EINSIEDELN

Gesetzter Messmer (Handwerker) sucht Stelle als

Sakristan

im Nebenamt.

Offerten erbeten unter Chiffre OFA 7663 Lz an Orell Füssli Werbe AG, Postfach, 6002 Luzern.

Röm.-kath. Kirchgemeinde Zürich-Erlöser

Wir suchen auf den Herbst 1974 einen vollamtlichen

Laientheologen oder Katecheten

Wir bieten eine vielseitige Kombination von schulischer und allgemeiner kirchlicher Tätigkeit.

Der Aufgabenbereich wird nach Absprache vereinbart und umfasst vornehmlich
— Religionsunterricht ca. 6 Stunden Stufe 4.—7. Klasse
— Mitarbeit in der Leitung unserer gut ausgebauten Kinder- und Jugendarbeit Je nach Ausbildung und Interesse Mitarbeit in der
— Liturgiegestaltung und
— Erwachsenenbildung

Entlöhnung und Sozialleistungen entsprechen den Richtlinien des Stadtverbandes der kath. Kirchgemeinden Zürichs. Unterkunft und Verpflegung sind auf Wunsch im Pfarrhaus möglich.

Bitte nehmen Sie mit uns Kontakt auf und erkundigen Sie sich unverbindlich bei **Pfr. Franz von Atzigen, Zollikerstr. 160, 8008 Zürich, Tel. 01 / 55 13 00**